

# Der Westpreuße

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion

 UNSER  
DANZIG



73. Jahrgang Heft 1 Frühjahr 2021 € 9 (D) 35 zł (PL)



**Westpreußen-FOKUS**

Schutz von Kulturdenkmälern

**EIN „ATLANTIS DES NORDENS“**

Aus der Geschichte von Truso

# AUS DEM INHALT

## VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort
- 5 Westpreußen im Internet

## PANORAMA

- 6 Die Brandkatastrophe von Kasparus
- 7 Notizen aus der Dreistadt, Elbing und Marienburg

## 9–19 Westpreußen-FOKUS DENKMALSCHUTZ

## AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 20 Die Skulpturen des „Schönen Stils“ in Preußenland
- 25 EINLADUNG ZU (VIRTUELLEN) SONDERAUSSTELLUNGEN
- 26 *Getrennte Geschichte – Gemeinsame Erinnerung?*  
Eine aktuelle Studie zum Verhältnis zwischen der Flucht und Vertreibung der Deutschen und der europäischen Erinnerungskultur
- 29 Wissenschaftler, Weltumsegler, Weltensammler.  
Ein Sammelband zu Johann Reinhold Forster und Georg Forster

## GESCHICHTE UND KULTUR

- 30 Aus der Geschichte von Truso
- 35 ZEITSCHNITT: Die Pulewkas – ein Geschwisterpaar aus Elbing  
IN DEN BLICK GENOMMEN
- 36 *Die Gespenster von Demmin* von Verena Keßler sowie
- 37 *Mutters Flucht. Auf den Spuren einer verlorenen Heimat* von Andreas Wunn
- 39 Theodor Eduard Koerner: Ein bedeutender Bürger und Kommunalpolitiker der Stadt Thorn

## POLITIK UND GESELLSCHAFT

### INTERVIEWS

- 42 mit Annette Kurschus über die Aufarbeitung der deutsch-polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts in der evangelischen Kirche sowie
- 43 mit Sönke Neitzel über geschichtspolitische Debatten um die deutschen Streitkräfte
- 44 Nach Trump – Sicherheitspolitische Perspektiven für Polen, Deutschland und Europa unter der Administration Biden

## RUBRIKEN

- Neuerscheinungen (46)
- Impressum / Autorinnen und Autoren (47)
- Zum guten Schluss (48)

**TITELBILD** Elbing: Blick vom „Kirchenpfad“ zum Turm der St. Nikolai-Kirche

FOTO: WOJCIECH STRÓZYK / ALAMY STOCK PHOTO

**PASSWÖRTER** für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben:

- 📧 September / Oktober 2020: heft-5-2020-csi
- 📧 November / Dezember 2020: heft-6-2020-afw
- 📧 Frühjahr 2021: heft-1-2021-adn



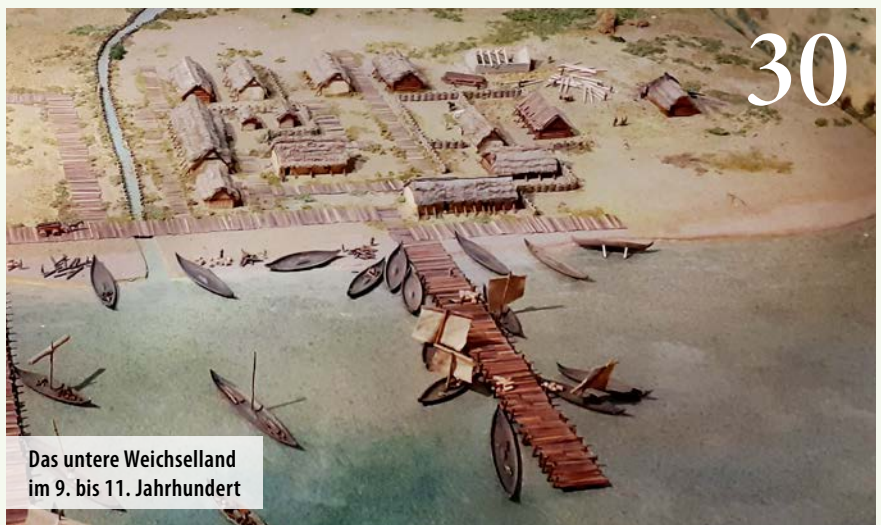
Brandkatastrophe im Dorf Kasparus



Skulpturen des „Schönen Stils“: Erforschen und Ausstellen



Europäische Erinnerungskultur – Ansätze und Konfliktfelder



Das untere Weichselland im 9. bis 11. Jahrhundert

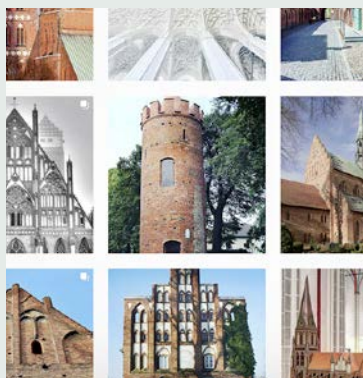


Theodor Eduard Koerner – Bürgermeister von Thorn



Sönke Neitzel im Gespräch über die deutsche Militärgeschichte

# Westpreußen-FOKUS



## 9

Unter dem Titel **Wege zum gemeinsamen Kulturerbe** gibt Alexander Kleinschrod eine Einführung in „Ansätze, Möglichkeiten und Perspektiven des Denkmalschutzes“, der das Schwerpunktthema dieses Hefts bildet.

## 13

Die **DEUTSCH-POLNISCHE STIFTUNG KULTURPFLEGE UND DENKMALSCHUTZ** zeigt, dass gerade in der Fläche Baudenkmäler der Hilfe von Restauratoren bedürfen. Wir stellen die bislang drei Projekte aus dem unteren Weichselland vor.



## 15

Piotr Olecki fördert seit langem den Denkmalschutz in Thorn. Unter dem Titel **Von Förderprogrammen, Rettungsversuchen und Buchstabenfängern** berichtet er über staatliche Maßnahmen und zivilgesellschaftliche Initiativen.

## 17

Die bedeutenden Bestände der ehemaligen Elbinger Stadtbibliothek werden heute von der C. Norwid-Bibliothek betreut. Joanna Szkolnicka spricht mit zwei Buch-Restauratorinnen über dieses **Aufgabenfeld des Denkmalschutzes**.



# vorab

*Liebe Leserinnen, liebe Leser,*

über Monate haben wir Ihnen Konzepte für die Fortführung unserer Zeitung erläutert. Von mannigfacher Zustimmung ermutigt, haben wir die Pläne in die Tat umgesetzt: Wir werden nun gemeinsam mit Ihnen den Versuch unternehmen, den *Westpreußen* mit umfangreicheren Quartalsheften und einer parallelen Internet-Plattform lebendig zu erhalten.

Die Homepage ist inzwischen zwar noch nicht „fertig“, aber doch schon begehbar geworden: Auf der übernächsten Seite finden Sie den Hinweis, dass wir im Netz ab dem 15. März in neuer Form präsent sind. Zudem halten Sie nun auch die erste Print-Ausgabe in Händen, so dass damit der Moment erreicht ist, der unausweichlich an eine bekannte englische Redensart gemahnt: „Der Test des Puddings besteht darin, dass man ihn isst“. Genau jetzt wird es darauf ankommen, ob wir Sie mit diesem erweiterten Angebot zu überzeugen vermögen.

Bei unseren Überlegungen haben wir uns weiterhin von der Erwartung des „Directors“ aus dem Vorspiel zum *Faust* leiten lassen, dass derjenige, der „viele bringt“, „manchem etwas bringen“ wird: Wir bemühen uns, Ihnen unter den vertrauten Rubriken „Westpreußen“ auch zukünftig auf vielfältige, abwechslungsreiche Art zu erschließen. Zugleich sollte aber auch verhindert werden, dass wir „zu vieles“ bringen, der Inhalt dadurch an Kontur verliert und letztlich zufällig oder gar beliebig wirkt.

Deshalb wählen wir zukünftig von Heft zu Heft ein Schwerpunktthema aus und wollen uns und Ihnen dadurch die Chance eröffnen, zentrale Fragen aus verschiedenen, zuweilen auch konträren Perspektiven zu betrachten. Den Beginn machen wir, wie das nebenstehende separate Inhaltsverzeichnis zeigt, mit dem FOKUS „Denkmalschutz“.

Dabei hoffen wir, dass Sie sich durch diese erweiterte Struktur auch anregen lassen, das Heft nicht nur einmal durchzublättern, sondern die Lektüre im Laufe des Quartals häufiger fortzusetzen: Drei Monate sind eine relativ lange Zeit, und es wäre schön, wenn auch diejenigen, die über die Internet-Plattform keinen Kontakt zu uns halten, *Westpreußen* nicht allzu rasch aus den Augen verlören ...

Mit Blick auf die Frühlingszeit wünschen wir Ihnen, auch für das Osterfest, weiterhin Gesundheit sowie neue Zuversicht und bleiben

mit herzlichen Grüßen

*Ihre DW-Redaktion*



Von Rudolf Urban

## Realitätsfern und besserwisserisch

Die *Minority SafePack*-Initiative (MSPI) sollte die Rechte der nationalen, ethnischen und sprachlichen Minderheiten in der Europäischen Union vereinheitlichen. In einigen EU-Mitgliedsländern wären entsprechende Rechte durch die Initiative überhaupt erst eingeführt – in anderen die Minderheitengesetzgebung in entscheidender Weise erweitert worden. Dabei ging es um Bereiche wie Bildung und Sprachgebrauch, nicht zuletzt auch Medien in der jeweiligen Muttersprache, zu denen die Volksgruppen den gleichen Zugang bekommen sollen, egal ob sie in einem Land eine große oder nur eine kleine Minorität darstellen. Und ja, bei all dem ging es auch um Fördermittel für entsprechende Projekte, Institutionen und Maßnahmen.

Ins Leben gerufen worden war die Initiative von der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN), der Volksgruppenorganisationen verschiedenster Nationalitäten angehören – darunter auch der Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VDG). Vier Jahre lang dauerte der Prozess, bei dem die schwierigste Hürde die namentliche, durch eine Unterschrift dokumentierte Unterstützung von mindestens einer Million Bürgern der Europäischen Union gewesen zu sein schien. Sie wurde aber gemeistert. Ebenso konnte eine Unterstützung durch mehrere Regional- und Landesparlamente erreicht werden, darunter auch ein entsprechendes Votum des Deutschen Bundestages. Schließlich sprach sich auch das EU-Parlament mit großer Mehrheit für die *Minority SafePack*-Initiative (MSPI) aus, was bei den Initiatoren und Unterstützern berechtigte Hoffnungen weckte, dass ein europaweiter, einheitlicher Minderheitenschutz möglich sei.

Nun jedoch erteilte die Europäische Kommission dem bisher erfolgreichen und allseits unterstützten Vorhaben eine gänzlich unerwartete Absage. Der Präsident der FUEN, Loránt Vincze MdEP, schrieb in seinem ersten Statement: „Die Kommission hat die Forderung derjenigen zurückgewiesen, für die die Bewahrung des sprachlichen und kulturellen Erbes Europas nicht nur ein wohlklingendes Schlagwort, sondern eine tägliche Herausforderung ist. Die veröffentlichte Stellungnahme der Kommission ist nicht mehr als ein Schulterklopfen, während die über 1,1 Millionen Unterzeichnenden auf konkrete Maßnahmen und Schritte warteten. Die Kommission hat nun die rund 50 Millionen EU-Bürgerinnen und -Bürger, die zu nationalen und sprachlichen Minderheiten gehören, im Stich gelassen.“ Und Hartmut Koschyk, der frühere Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, fand noch deutlichere Worte: „Das ‚Nein‘ der EU-Kommission zur *Minority SafePack*-Initiative ist ein Schlag ins Gesicht der ethnischen Vielfalt in der Europäischen Union und missachtet das klare Votum des Europäischen Parlaments – jetzt ist auch die Bundesregierung gefordert, eine klare Stellung zu beziehen.“

Anders als einen „Schlag ins Gesicht“ kann man diese Entscheidung auch nicht beurteilen. Denn wie anders sollte man es nennen, wenn

die von den Initiatoren der MSPI aufgestellten Forderungen zur Angleichung und europaweiten Ausdehnung von Gesetzen und Programmen, die gerade die kulturelle und sprachliche Vielfalt der in Europa lebenden nationalen und ethnischen Minderheiten schützen und fördern sollten, abgelehnt werden. Die Begründung aus dem 21-seitigen Papier der Kommission besagt, dass es entweder schon andere Förderprogramme gibt, die zum Teil auch für die Minderheiten angewendet werden könnten, oder bei bestehenden Rechtsakten kein Bedarf bestehe, neue auf den Weg zu bringen.

Es scheint, als würden die Brüsseler Kommissare und ihre Mitarbeiter vergessen, dass es bei Minderheiten, die – gemessen an der Gesamtbevölkerung eines Landes – immer kleine Gemeinschaften darstellen, wichtig ist, diese gezielter zu fördern und proaktiv zu schützen. Denn sie selbst können es meistens nicht aus eigener Kraft. Die EU-Kommission hat mit ihrer Entscheidung einen dieser Grundeinsicht zuwiderlaufenden Ansatz präsentiert. Dieser besagt letztlich, dass die Minderheiten sich – jede auf sich alleingestellt – in ihrem jeweiligen Land zurechtfinden müssen und keine EU-weiten Regelungen mehr zu beschließen sind, auch wenn dies in anderen Politikfeldern längst zur Normalität geworden ist; einer Normalität, die teils skurrile Züge annehmen kann.

Daher verwundert es nicht, wenn Bernard Gaida, Vorsitzender des VDG und Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten in der FUEN, den Vorwurf erhebt: „Die Standards in solch wichtigen Bereichen wie dem Schulwesen bleiben weiterhin unterschiedlich, und wir werden auch als deutsche Minderheiten in Europa weiterhin davon sprechen, dass das Thema Bildung z. B. in Rumänien vorbildlich geregelt ist, anderswo dagegen völlig im Argen liegt. In Polen werden wir auch keine großen Schritte nach vorn machen können und bleiben auf einem Niveau des Minderheitenschulwesens, das uns keineswegs ausreicht.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Außer vielleicht: Auch die Demokratie scheinen die Brüsseler Politiker vergessen zu haben. Denn mit der Entscheidung, die MSPI zu beerdigen, hat die Kommission den Willen europäischer Staatsbürger und die Entschließungen ihrer gewählten Volksvertreter übergangen. Dadurch zeigte sie sich einmal mehr hochnäsig und besserwisserisch. Letztlich untergräbt sie das – ohnehin beschädigte – Vertrauen von EU-Bürgern in die Institutionen der Gemeinschaft und vertieft noch weiter den Graben zwischen Brüssel und einer immer größer werdenden Gruppe von Menschen, die die EU längst als realitätsfern betrachten.

Die Initiatoren der MSPI, die als Bürgerkomitee aus der FUEN heraus agieren, werfen die Flinte allerdings nicht ins Korn. In ihrer Stellungnahme hoffen sie immer noch auf ein Einsehen der EU-Kommission und zeigen Bereitschaft zu Gesprächen. Unterstützung finden sie nicht nur bei den Minderheiten und Politikern in den Mitgliedsstaaten der Union, sondern auch bei EU-Abgeordneten. 60 von

ihnen haben an die Kommission einen offenen Brief verfasst, in dem es heißt: „Die Entscheidung der Kommission schadet dem demokratischen Leben unserer Union, dem Vertrauen der nationalen und sprachlichen Minderheiten in unsere Institutionen und nicht zuletzt der internen und internationalen Glaubwürdigkeit der EU, wenn sie sich für unsere Werte einsetzt. Wir können nur hoffen, dass die Kommission diesen Fehler in Zukunft korrigiert und den nationalen und

sprachlichen Minderheiten der Union die Aufmerksamkeit schenkt, die sie verdienen.“ Doch wäre wohl tatsächlich zu hoffen, dass die Kommission einlenkt und damit eingestünde, einen Fehler begangen zu haben?

**Dr. Rudolf Urban** ist Historiker und Chefredakteur des *Wochenblatt.pl*, der Zeitung der Deutschen in Polen.

## WESTPREUSSEN IM INTERNET

Unter der Internet-Adresse [www.westpreussen-online.de](http://www.westpreussen-online.de) sind seit vielen Jahren mannigfache Informationen über Westpreußen, den Bundesverband und die Teilorganisationen der Landsmannschaft sowie über deren Aktivitäten und Publikationen verfügbar. Schon seit längerem regte sich allerdings das Bedürfnis, diese Internet-Präsenz, die zu ihrer Zeit eine zukunftsweisende Pioniertat bildete, zu renovieren, um die inzwischen entwickelten medientechnologischen Möglichkeiten besser nutzen zu können.


Dieses zeitraubende Vorhaben ist jetzt zu einem vorläufigen Abschluss gekommen: Am 15. März wird die altvertraute Seite aus dem Netz genommen; und von diesem Tage an wird die neue Homepage [westpreussische-gesellschaft.de](http://westpreussische-gesellschaft.de) deren Stelle einnehmen. Sie soll zum einen das Informationsangebot für die Besucher differenzierter erschließen. Dazu dienen die

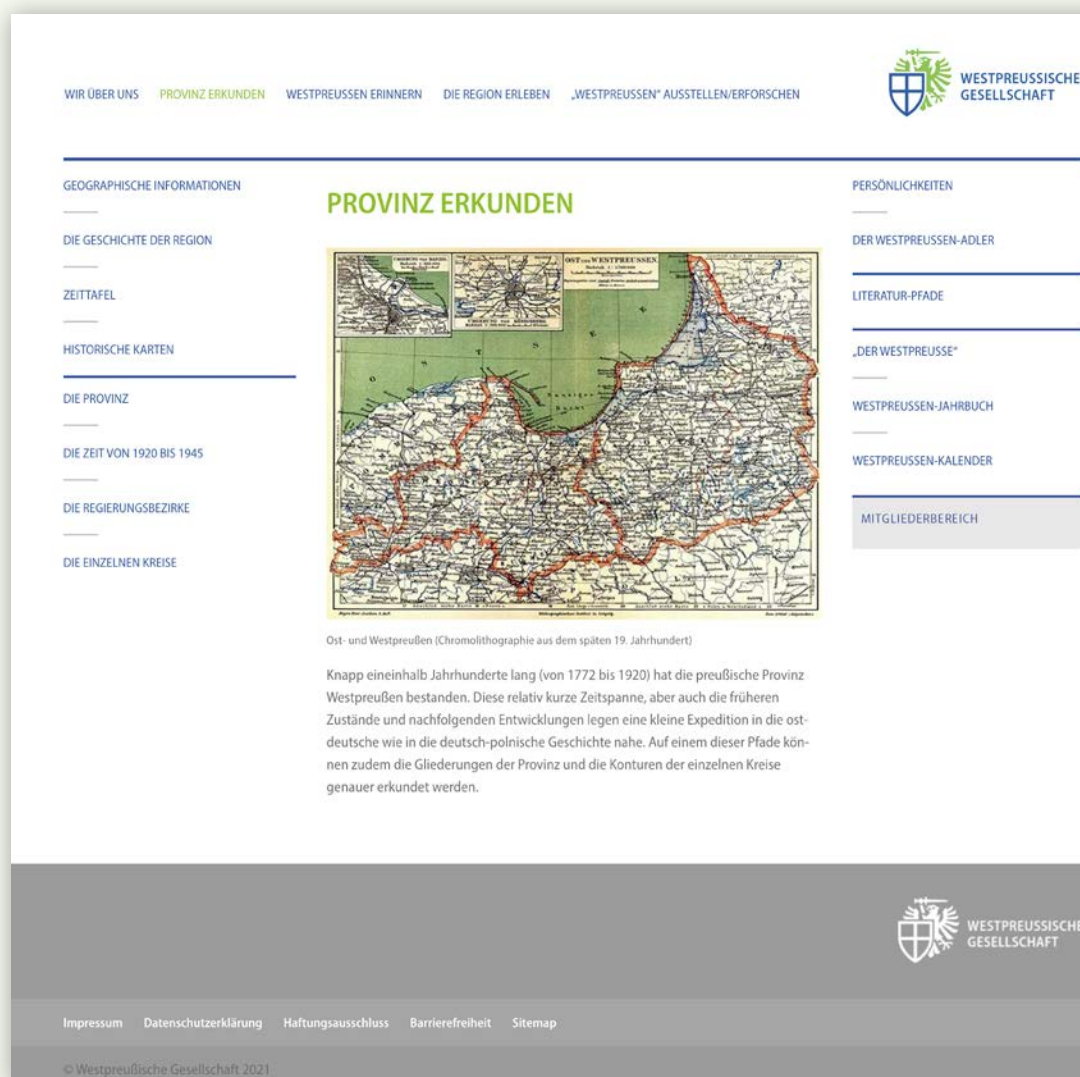
drei Hauptkategorien PROVINZ ERKUNDEN, HEIMAT ERINNERN und REGION ERLEBEN, die ihrerseits von der Selbstbeschreibung der Gesellschaft (WIR ÜBER UNS) sowie vom Komplex des Ausstellens und Erforschens umrahmt werden. Zum anderen verfügt die renovierte Seite über eine größere Tiefe an Verweisebenen und kann erheblich mehr Dokumente in einer deutlich höheren Auflösung anbieten.

Den weiteren Ausbau und die regelmäßige Pflege dieser Web-Präsenz erachtet der Vorstand als eine seiner zentralen Aufgaben, denn vor allem auf diese Weise kann die WESTPREUSSISCHE GESELLSCHAFT nach außen hin wirken und die Chance erhalten, möglichst viele Menschen sowohl auf die Geschichte und Kultur des Landes an der unteren Weichsel als auch auf den Verband aufmerksam zu machen – und nicht zuletzt dafür zu gewinnen.

Glücklicherweise ist eine Homepage kein Buch, das final

gesetzt und damit fixiert in den Druck geht, sondern ein dynamisches Projekt, das auf eine fortwährende Weiterentwicklung hin angelegt ist. So ist der Grundriss zwar fertiggestellt, aber einige Gebäudeteile müssen noch errichtet werden, und hier und da gibt es Räume, die darauf warten, ausgebaut bzw. eingerichtet zu werden. Es sind aber immerhin schon genügend Partien vorhanden, die Interessentinnen und Interessenten einen attraktiven Rundgang ermöglichen dürften.

Auf jeder der fünf Hauptseiten findet sich übrigens rechts unten ein Button mit der Kennzeichnung „Mitgliederbereich“. Diese eigene Abteilung wird nach weiteren vier Wochen, am 12. April, freigeschaltet werden. Dort können dann alle Mitglieder z. B. wertvolle digitalisierte Archiv-Dokumente betrachten, online an der Redaktionsarbeit des *Westpreußen* teilhaben oder regelmäßig auf aktuelle Hinweise und Nachrichten zugreifen.  Erik Fischer



The screenshot shows the website interface for the Westpreussische Gesellschaft. At the top, there is a navigation menu with links: WIR ÜBER UNS, PROVINZ ERKUNDEN, WESTPREUSSEN ERINNERN, DIE REGION ERLEBEN, and „WESTPREUSSEN“ AUSSTELLEN/ERFORSCHEN. The main header features the logo of the Westpreussische Gesellschaft. The central content area is titled 'PROVINZ ERKUNDEN' and contains a large historical map of East and West Prussia. To the left of the map is a vertical menu with links: GEOGRAPHISCHE INFORMATIONEN, DIE GESCHICHTE DER REGION, ZEITAFEL, HISTORISCHE KARTEN, DIE PROVINZ, DIE ZEIT VON 1920 BIS 1945, DIE REGIERUNGSBEZIRKE, and DIE EINZELNEN KREISE. To the right of the map is another vertical menu with links: PERSÖNLICHKEITEN, DER WESTPREUSSEN-ADLER, LITERATUR-PFADE, „DER WESTPREUSSE“, WESTPREUSSEN-JAHRBUCH, WESTPREUSSEN-KALENDER, and MITGLIEDERBEREICH. Below the map, there is a caption: 'Ost- und Westpreußen (Chromolithographie aus dem späten 19. Jahrhundert)'. Below the caption is a short text: 'Knapp eineinhalb Jahrhunderte lang (von 1772 bis 1920) hat die preußische Provinz Westpreußen bestanden. Diese relativ kurze Zeitspanne, aber auch die früheren Zustände und nachfolgenden Entwicklungen legen eine kleine Expedition in die ost-deutsche wie in die deutsch-polnische Geschichte nahe. Auf einem dieser Pfade können zudem die Gliederungen der Provinz und die Konturen der einzelnen Kreise genauer erkundet werden.' At the bottom of the page, there is a footer with links: Impressum, Datenschutzerklärung, Haftungsausschluss, Barrierefreiheit, Sitemap, and a copyright notice: © Westpreussische Gesellschaft 2021.



FOTO: BEATA BIERNAT

Die St. Josef-Kirche von Kasparus aus dem WESTPREUSSEN-KALENDER 2021

## DIE BRANDKATASTROPHE VON KASPARUS

Im neuen *Westpreußen-Kalender* für das Jahr 2021 bildet die kleine Fachwerk-Kirche von Kasparus, Kreis Pr. Stargard, das Motiv des Dezember-Blattes. Niemand konnte sich vorstellen, dass dieser Bau noch vor Beginn des neuen Jahres untergehen und seine Abbildung gleichsam zu einem historischen Dokument werden könnten: In der Nacht zum Silvester-Tag 2020 ist die katholische St. Josef-Kirche weitestgehend niedergebrannt.

Acht Stunden lang haben 16 Feuerwehren aus der Umgebung gegen die Flammen angekämpft. Sie konnten aber kaum etwas ausrichten. Von der Holzkonstruktion des Gebäudes blieb nur noch ein fragmentarisches Skelett stehen, und von der gesamten Innenausstattung war überhaupt nichts zu retten. Die Ermittlungen haben bislang nur ausschließen können, dass die Katastrophe auf einen elektrischen Kurzschluss zurückzuführen sei. Eine andere Ursache ließ sich bislang noch nicht exakt bestimmen, so dass immer noch eine vorsätzliche Brandstiftung im Bereich des Möglichen liegt.

Das Dorf Kasparus wurde urkundlich erstmals im Jahre 1664 erwähnt, und der Name könnte von einem der ersten Siedler, einem Teerbrenner, stammen. In der Geschichte der deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikte spielt der Ort eine größere Rolle, weil hier im Jahre 1907 ein Schulstreik gegen die zu schroffe Germanisierungspolitik organisiert wurde, der damals

größeres Aufsehen erregte und bis heute in Erinnerung geblieben ist. Im Zweiten Weltkrieg schließlich hatte hier eine Gruppe polnischer Partisanen ihr Quartier. Heute ist Kasparus, das mit den meisten anderen Dörfern das Schicksal eines stetigen Bevölkerungsschwundes teilt, vor allem als reizvoller Ort in der Tucheler Heide bekannt.

Die St. Josef-Kirche war für viele Besucher eine ausgesprochene Attraktion, denn der mit Klinkern ausgemauerte Fachwerkbau galt als Perle der ländlichen Sakralarchitektur. Er gehörte nicht zu den vielen Dorfkirchen dieser Art, die bereits im 19. Jahrhundert entstanden: Die ersten Pläne stammten aus dem Jahre 1912, und errichtet wurde das Gotteshaus schließlich erst 1926, als Kasparus schon polnisch geworden war.

An der Westseite stand ein hölzerner Turm, die Glocken aber waren in einem separaten, neben dem Eingang aufgestellten Glockenstuhl untergebracht. Das Dach krönte ein Dachreiter, und an der Ostseite befand sich ein kleiner polygonaler Chor. Im Inneren wurde der Bau durch Holzpfeiler quasi in drei Schiffe aufgeteilt und war mit blauer und gelber Farbe geschmackvoll angestrichen. Die Ausstattung bestand aus drei Holzaltären, die von regionalen Bildhauern in den 1920er Jahren angefertigt worden waren. Eine

Orgel existierte zwar nicht, wohl aber ein Harmonium, an dessen Stelle in letzter Zeit ein elektronisches Musikinstrument getreten war. Auch der Taufstein und Gemälde mit der Darstellung der Kreuzweg-Stationen verstärkten den Eindruck eines ansprechend ausgestalteten Kirchenraums. 2013 schließlich wurde das Gebäude nochmals sehr gründlich instandgesetzt und restauriert.

Die langjährigen Mühen der ungefähr 150 Mitglieder zählenden Pfarrgemeinde, die sich ehrenamtlich um ihr Gotteshaus kümmert – und zu den kleinsten in ganz Polen gehört –, sind nun in einer Nacht zunichte gemacht worden. Dieser Schicksalsschlag hat in Polen große Aufmerksamkeit gewonnen, denn die Bilder von dem lichterloh brennenden Bauwerk, die am 31. Dezember von den Medien verbreitet wurden, bewegten viele Fernsehzuschauer und Zeitungsleser sehr nachdrücklich. Vor diesem Hintergrund hat der Pfarrer aus Osiek und Kasparus, Dariusz Ryłko, gemeinsam mit dem Kreis Pr. Stargard eine Spenden-

sammlung mit dem Ziel ins Leben gerufen, die kleine Kirche möglichst bald wiederzuerrichten. Diese Aktion wird auch von der Denkmalschutzbehörde der Woiwodschaft Pomorze und den beiden Abgeordneten Kacper Płażyński und Kazimierz Smoliński unterstützt. So lässt sich hoffen, dass die in Schutt und Asche gelegte St. Josef-Kirche von Kasparus bald wieder ein Kleinod der Tucheler Heide bilden kann.

st Bartosz Skop



FOTO: OGOTYNICZA STRAZ POZARNIA I PRAWOŁLIGI FEUERWEHR OSIEK



FOTO: WWW.KOSCIOLKASPARUS.PL

Oben: Die Kirche von Kasparus in der Nacht auf den Silvestertag 2020  
Unten: Das Gebäude am Tage nach dem Brand

# Notizen aus ... der Dreistadt

## WIEDER IM DIENST



Die schwedische Fähre STENA NORDICA hat nach einem längeren Aufenthalt in der Danziger Werft wieder den Liniendienst zwischen Gdingen und dem südschwedischen Hafen Karlskrona aufgenommen. Sie ersetzt die bislang auf dieser Strecke fahrende STENA BALTICA, die vorwiegend im Frachtverkehr eingesetzt worden war. Die STENA NORDICA bietet nun im größeren Umfang neben den Fracht- auch Passagierdienste an. Als Fähre in der RoPax-Ausführung hat sie eine Länge von 170 m und kann 450 Passagiere sowie 100 Lkw oder 300 Pkw mit an Bord nehmen. Sie hatte die Linie zwischen Gdingen und Karlskrona schon in den Jahren von 2004 bis 2008 bedient, war danach aber in der Irischen See und in der Nordsee eingesetzt worden.

**VERKEILT** Auf dem Lech-Wałęsa-Flughafen ist es zu einem folgenschweren Unfall gekommen: Ein Bodenfahrzeug geriet unter den Rumpf einer A320-200 der ungarischen Fluggesellschaft WIZZ AIR. Der Airbus war zu dieser Zeit am Terminal angedockt und hatte noch keine Fluggäste an Bord genommen, so dass niemand zu Scha-

den kam. Das Airport-Fahrzeug verkeilte sich derart unglücklich, dass es erst freigesetzt werden konnte, nachdem das Flugzeug hydraulisch angehoben worden war. Danach war eine aufwändige Reparatur des Airbus unausweichlich; der kleinere Widerpart hingegen ließ sich nur noch verschrotten. Die Fluggesellschaft schickte eine Ersatzmaschine nach Danzig; die Passagiere erreichten ihr Ziel Stockholm dann allerdings erst mit einer vielstündigen Verspätung.

**ZU MILDE** In einem Aufsehen erregenden Prozess (über den DW mehrmals berichtet hat) ist Bartłomiej Wałęsa, einer der Enkel des früheren Staatspräsidenten, wegen eines brutalen, gemeinsam mit zwei Komplizen begangenen Raubüberfalls auf einen schwedischen Touristen in der Danziger Innenstadt strafrechtlich belangt worden: Das Bezirksgericht verurteilte ihn im Juni 2020 zu einer einjährigen Freiheitsstrafe und zur Zahlung von Schmerzensgeld an das Opfer in Höhe von 10.000 Złoty sowie von 2.000 Złoty für eine karitative Organisation. Einer der beiden Mittäter, Damian M., erhielt demgegenüber mit vier Jahren und drei Monaten Gefängnis eine erheblich höhere Strafe. Dieses Ungleichgewicht veranlasste die Staatsanwaltschaft, gegen das Urteil Revision einzulegen, und das Berufungsgericht hat diesem Begehren jetzt stattgegeben: Der Prozess wurde zur erneuten Verhandlung an die erste Instanz zurückverwiesen.

**UNSINKBAR** Die längst zum Mythos gewordene TITANIC, deren Schicksal die Menschen immer aufs Neue fasziniert, ist ein weiteres Mal in ihrer überwältigenden Großartigkeit und



*Der Ozeanriese und der stolze Modell-Bauer mit der Bestätigung seines Guinness-Rekords*

Pracht wiedererstanden, und zwar diesmal als vollkommen aus Bernstein gefertigtes Modell. Es hat eine Länge von 1.532 und eine Breite von 154 cm und wurde von Tomasz Oldziejewski geschaffen, der in Stutthof, am Zugang zur Frischen Nehrung, lebt und sich schon seit längerer Zeit damit beschäftigt, Schiffe en miniature aus Bernstein zu bauen. Für den Ozeanriesen, bei dem er Wert darauf gelegt hat, den spezifischen gelben Farbton zur Geltung zu bringen, benötigte er 40 kg des Rohmaterials. Einen Teil davon hat er selbst gesammelt, die anderen Stücke hatte er von seinem Vater geerbt. In einem Interview mit der Danziger Zeitung *Dziennik Bałtycki* schilderte Tomasz Oldziejewski, dass er zunächst aus dem Roh-Bernstein entsprechend zugeschnittene Klötze hergestellt habe, die dann durch Naturharz miteinander verbunden wurden und dass er nach diesen Vorarbeiten einen ganzen Monat lang an sieben Tagen pro Woche bis zu zwölf Stunden täglich gearbeitet habe, um das Modell fertigzustellen. Belohnt wurden seine Mühen dadurch, dass seine TITANIC in der neu eingeführten Kategorie der „weltweit größten Bernstein-Skulptur“ einen Eintrag ins Buch der *Guinness World Records* erhalten hat.

*Peter Neumann*

## Elbing

**IMPLOSION** Seit Anfang Januar sind erhebliche Eingriffe in das System des öffentlichen Nahverkehrs wirksam geworden. Die Straßenbahn- und Buslinien folgten schon bis dahin einem Fahrplan, der wenig koordiniert erschien, so dass die Verkehrsmittel gleiche Strecken fast parallel bedienten, sich dann aber auch – selbst in der Innenstadt – Lücken von 20 bis 30 Minuten ergaben. Nun wurde das gesamte Gefüge nochmals ausgedünnt. Von bis dahin 18 Buslinien verkehren nur noch 15, und bei der Straßenbahn, die der Stadtrat aus ökologischen Gesichtspunkten heraus eigentlich zu fördern vorgibt, wurden 25 % des Angebots gestrichen. Zu-

sätzlich finden sich nun zwar Verkehrsmittel, die das Umland enger anschließen sollen; dafür gilt aber wiederum ein eigenes und schwer durchschaubares Ticketsystem. Diese Veränderungen hängen offenbar mit der angespannten Haushaltssituation der Stadt zusammen, keineswegs aber mit dem Ziel, den Stadtverkehr zu optimieren. Die massiven Beschwerden der Bürger sollen jetzt zu einer Überprüfung der Neuorganisation und daraufhin möglicherweise auch zu organisatorischen Verbesserungen führen.

**BÜRGER-ENGAGEMENT** Um den Jahreswechsel hat das Archäologisch-Historische Museum bemerkenswerte Schenkungen erhalten. Dabei handelt sich um ein Fotoalbum

des Rudervereins *Nautilus* aus den Jahren von 1915 bis 1920, um Fotografien von Dampflokomotiven und das Stammbuch einer Elbinger Schülerin. Diese Gaben stammen von der Facebook-Gruppe *Zdjęcia Elbląga* [Fotos aus Elbing], die mittlerweile über 23.000 Mitglieder zählt. Als das Fotoalbum im November 2020 versteigert wurde, konnte online ein derartig großer Spenden-Betrag eingeworben werden, dass die Gruppe den Zuschlag erhielt. Im Dezember, als acht wertvolle Fotografien aus dem Elbinger Atelier von Fritz Sachse sowie das Stammbuch auftauchten, gelang es ebenfalls, bei der Auktion mitzubieten. Von den Fotografien – offizielle „Werbefotos“ von Produkten der Schichauwerke – konnten fünf ersteigert werden, weil

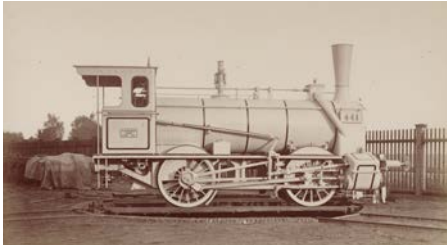


FOTO: TOMASZ BIL

*Mitglieder der Facebook-Gruppe Zdjęcia Elbląga (und Initiatoren der Aktionen) bei der Übergabe der Schenkung an Frau Wiesława Rynkiewicz-Domino, Kustodin am Elbinger Museum*

sich an dieser Geldsammlung auch viele Eisenbahn-Freunde beteiligten.

**OSTBAHN-RENAISSANCE?** Die Polnischen Staatsbahnen planen eine Wiederherstellung der Linie Nr. 204, die vom Bahnhof Marienburg bis zur russischen Grenze führt und somit dem Verlauf der alten Ostbahn folgt. Die gesamte Strecke soll elektrifiziert und zweigleisig ausgebaut werden: Dies bietet bislang nur das Teilstück von Marienburg bis nach Güldenboden, kurz hinter Elbing. Überdies ist im Gespräch, ein Gleis mit der russischen (1.520 mm weiten) Breitspur von der Grenze bis nach Elbing zu verlegen. Für die Hafengebiete der Dreistadt könnte dieser Anschluss interessante wirtschaftliche Perspektiven eröffnen. Der Beginn der Maßnahmen ist für frühestens 2023 ins Auge gefasst worden.

**ELBING-VERTIEFUNG** Der Durchstich durch die Frische Nehrung ist für die Warschauer Regierung bekanntlich ein „Leuchtturm-Projekt“. In diesem Zusammenhang konnte jetzt ein seit langem schwebender Konflikt beigelegt werden. Seit den ersten Planungen hat es die Stadt abgelehnt, die Kosten für die bei diesem Vorhaben unausweichlich notwendige Vertiefung des Elbing-Flusses zu tragen. Mitte Januar hat Senator Jerzy Wcisła, der der PO angehört, nun mitgeteilt, dass das Ministerium für wirtschaftliche Entwicklung seine Pläne modifiziert hat und die entsprechenden Investitionen vom Haff nach Süden zu bis zum Abzweig des Kraffohlkanals (der inzwischen Jagiellonen-Kanal heißt) übernehmen will. Damit hat sich die Stadt jetzt einverstanden erklärt.

*Bartosz Skop*

## Marienburg

### NOGAT-BOULEVARD



Seit Monaten wird die Erneuerung des Boulevards am Nogat-Ufer vorangetrieben. Im Rahmen des grenzüberschreitenden russisch-polnischen Kooperationsprogramms der Jahre 2014 bis 2020 ist es gelungen, mit einem Projekt zur Entwicklung des Erholungs- und Wassertourismus in den Städten Swietlij (Zimmerbude, im Königsberger Gebiet) und Marienburg zum Zuge zu kommen und für die polnische Stadt eine Finanzierung in Höhe von fast 11,4 Mio. Złoty zu erhalten. Von den Plänen im Bereich der Marienburg können die beiden obenstehenden virtuellen Realisierungen einen ersten Eindruck vermitteln.

Mit der Ausführung des Auftrags wurde die STRABAG betraut. Sie verfolgt das ehrgeizige

Ziel, die vorgegebene Frist für die Fertigstellung, Ende Juli 2022, deutlich zu unterschreiten, und hat den Platz für das Baustellen-Depot von der Stadt demonstrativ nur bis Ende des laufenden Jahres gemietet. Seit August 2020 sind die Arbeiten schon in vollem Gange, und zwar gleichzeitig auf der gesamten Länge des Boulevards von der Eisenbahnbrücke bis zum Stadtbad. Frühere Einrichtungen wie Zäune und Bürgersteige sind bereits entfernt, etliche Bäume mussten gefällt werden, und die Erdarbeiten sind weitestgehend abgeschlossen. Dabei lassen sich jetzt schon die Konturen des Parkplatzes in der Nähe des Stadtstrands erkennen, der Raum für 26 Pkw und natürlich auch für eine Reihe von Fahrradständern bieten wird; selbstverständlicherweise wird es auch in Zukunft nicht möglich sein, den Boulevard mit einem Auto zu befahren.

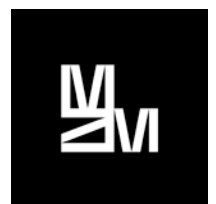
**GEBURTSTAG** 2021 jährt sich die Gründung des Schlossmuseums zum 60. Male: Am 1. Januar 1961 nahm es seine Tätigkeiten auf und öffnete erstmals seine Pforten. Für das Jubiläums-

jahr ist ein reichhaltiges Programm mit verschiedenen Veranstaltungen geplant, bei denen die Organisatoren angesichts der in dieser Zeit fortbestehenden Unsicherheiten hoffen, dass sie auch tatsächlich stattfinden können. – Bereits Ende des letzten Jahres hat die polnische Post aus Anlass des Jubiläums Postkarten mit vier Bild-Motiven aus der Marienburg herausgegeben. Die Gesamtauflage beträgt 1.200 Stück; die Karten sind im Postamt Marienburg 1 erhältlich. Dort wird während des ganzen Jahres 2021 auch ein Sonderstempel verwendet.

### ABSCHIED VON VERTRAUTEM



MUZEUM ZAMKOWE W MALBORKU



Kurz vor Beginn des Jubiläumsjahres hat das Schlossmuseum Marienburg der Öffentlichkeit sein neues Logo vorgestellt. Vielen fällt es vermutlich schwer, auf die beiden Brückentürme zu verzichten, die bislang das vertraute Signet gebildet haben. Die Leitung des Museums ist hingegen der Überzeugung, dass die Zeit für Veränderungen gekommen sei: Das Museum sollte mit seiner neuen Bildmarke – und seinem visuellen Auftritt in den Medien insgesamt – signalisieren, dass das Haus sich dynamisch weiterentwickelt und sich den Herausforderungen einer sich international wandelnden Museumslandschaft stellt.

*Marek Dziedzic*





# WEGE ZUM GEMEINSAMEN KULTURERBE

Ansätze, Möglichkeiten und Perspektiven des Denkmalschutzes

Von Alexander Kleinschrodt



Die Zeichnungen von Friedrich Gilly zeigten die Marienburg Ende des 18. Jahrhunderts erstmals als erhabenes historisches Bauwerk.

**G**ESCHICHTE UND GEGENWART, die UNESCO und die kleine Dorfkirche, Konflikt und Verständigung: Beim Denkmalschutz geht es immer um mehr als nur um den Erhalt einiger schöner alter Bauwerke. Das Anliegen ragt in verschiedene Lebensbereiche hinein und berührt auch internationale Beziehungen wie die zwischen Deutschland und Polen. Nachvollziehen lässt sich das auch im Gebiet der historischen Provinz Westpreußen.

Anscheinend sind Baudenkmäler wie Katzen- oder Hundewelpen: Fast jeder hat sie gerne. Der moderne Tourismus – vor der Pandemie, und sicher auch danach wieder, ein gewaltiger Wirtschaftszweig – besteht zu einem großem Teil aus dem Besuch von alten Städten und dem Besichtigen historischer Bauten. Baudenkmäler können aber auch „Zähne zeigen“, sie können es in sich haben und zum Streitfall werden. Einfachstes Beispiel: Wer Eigentümer eines rechtsgültig denkmalgeschützten Hauses ist, besitzt es nie ganz alleine. An seinem Besitz besteht ein „öffentliches Interesse“, das den Eigentümer unter anderem zum Erhalt des Bauwerkes verpflichtet.

Das „interesselose Wohlgefallen“, das Immanuel Kant in der ästhetischen Betrachtungsweise am Werk sah, greift also offensichtlich zu kurz, wenn es um die gesellschaftliche Bedeutung von kulturellem Erbe geht. Das gilt erst recht, wenn diese Bedeutung von verschiedenen Gruppen ausgehandelt werden muss, zwischen denen weltanschauliche oder auch nationale Grenzen liegen. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist deshalb eine Frage zum entscheidenden Prüfstein geworden: Über wessen Erbe sprechen wir eigentlich?

Materielle Relikte der Vergangenheit stehen zunächst einfach herum oder liegen verborgen im Boden. Als Denkmal müssen sie erst benannt, zum Erbe erst gemacht werden, indem sich jemand zum Erben erklärt. Damit aber sind – um im Bild zu bleiben – immer auch Erbstreitigkeiten möglich. Erkennen lässt sich das auch im Gebiet der historischen Provinz Westpreußen mit ihrer dynamischen, aber auch konfliktreichen deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Wer darf heute von „unserem Danzig“ sprechen, so wie es auch *Der Westpreuße* in seinem weiteren Namen traditionsgemäß tut, wer darf festlegen, was die Marienburg be-



**Der Wiederaufbau von Danzig fand europaweit Anerkennung. Dennoch handelt es sich um eine „neue Stadt im alten Gewand“.**

deutet? Die Antwort auf solche Fragen ist kompliziert. Aber wie die vergangenen Jahre gezeigt haben, können dafür im Dialog durchaus Lösungen gefunden werden – Lösungen, die mehr versprechen als ein friedliches, aber doch eher desinteressiertes Nebeneinander.

Ein Blick in die Geschichte des Denkmalschutzes zeigt, dass der so intensiv an der Vergangenheit orientierte „Denkmalkultus“ (Alois Riegel) selbst eine eher moderne Angelegenheit ist. Natürlich wurden auch im Mittelalter oder der Frühen Neuzeit schon bestimmte historische Bauwerke als Ausdruck der Legitimität eines Herrscherhauses oder als Orte religiöser Tradition bewahrt. Die abstrakte Idee eines historischen Wertes, die in der heutigen Gesetzgebung zum Denkmalschutz mit Mühe juristisch greifbar gemacht werden muss, spielte dabei aber noch keine Rolle. Sie war wie so vieles andere – die hohe Kunst, der Bürger, die Nation – ein neues Gedankenkonstrukt der sogenannten Sattelzeit um 1800.

Gut sehen kann man das am Beispiel der Marienburg. Die riesige mittelalterliche Burganlage des Deutschen Ordens war nach dem Ende der Ordensherrschaft von den polnischen Königen weitergenutzt worden. Nach der Gründung der Provinz Westpreußen im Jahr 1773 wurde in dem Bau aber nur noch eine „Curiosität“ gesehen, denn von der Aufklärung beeinflusste Akteure

wie der Preußenkönig Friedrich II. hatten zum Mittelalter noch keine Beziehung, es „sagte ihnen nichts“. Die Marienburg wurde, unter erheblicher Beeinträchtigung der überlieferten Architektur, als preußische Kaserne genutzt – und sogar ihr teilweiser Abriss erwogen. Und dann? Dann stellten Künstler wie Friedrich Gilly die alte Burg als ein erhabenes Bauwerk dar, es gab eine Art Medienkampagne für ihren Erhalt und daraufhin einen durch Friedrich Wilhelm III. erlassenen Abbruchstopp. Ab 1817 folgte dann eine planmäßige Sanierung.

Doch der historische, ideelle Wert, den man jetzt in der Marienburg erkannte, wurde sehr bald wiederum zum Träger politischer Absichten. In dieser Lesart wurde der Deutsche Orden zu einem Vorläufer des preußischen Staates, die Ordensburg zu einem Nationaldenkmal, das immer schon gegen Polen gerichtet gewesen sei. Christoph Kienemann hat diese weitere Rezeptionsgeschichte des Bauwerks bereits ausführlich im *Westpreußen* (№ 1/2018) beschrieben. Die konservatorische Arbeit an dem Baudenkmal von den übergeordneten Erzählungen und politischen Absichten zu trennen, erscheint nur schwer möglich. Die beginnende Denkmalpflege war unvermeidlicher Weise ein Kind ihrer Zeit.

Polnische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben inzwischen aufgearbeitet, wie sich auch die spätere polnische Denkmalpflege von der Nation als dominantem Deutungsmuster leiten ließ. Die Historikerin Małgorzata Omilanowska, bis 2015 für kurze Zeit auch Polens Ministerin für Kultur und nationales Erbe, hat bereits vor rund zwanzig Jahren darauf hingewiesen, dass Restaurierungsarbeiten der polnischen Denkmalpflege etwa in den 1920er Jahren teilweise nationalromantisch eingefärbt waren: Sie seien bestrebt gewesen, einen Zustand herzustellen, wie er im Sinne einer nationalen Geschichte hätte sein sollen, nicht wie er einmal gewesen ist. Solche Gefechte um eine Deutungshoheit, die auch in auf den ersten Blick harmlos erscheinenden Veröffentlichungen wie Denkmalinventaren und Architekturbildbänden ausgetragen wurden, reichen hinein bis weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Immer wieder ging es darum, zu „beweisen“, dass Denkmäler entweder urdeutsch oder ihrem Wesen nach polnisch seien.

Glücklicherweise haben die großen politischen Veränderungen des späteren 20. Jahrhunderts dabei geholfen, diese ermüdende Verhärtung Schritt für Schritt aufzulösen. Konnte es neben diesem Entweder-Oder nicht noch etwas Drittes geben? Vor solchen grundsätzlichen Überlegungen stand in der Praxis eine pragmatische Annäherung. Um den Umfang der Kriegsverluste wie auch den erhaltenen Bestand an Denkmälern unter anderem im früheren Westpreußen zu ermitteln, arbeiteten Denkmalpfleger aus der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen ab den sechziger Jahren punktuell zusammen. Zur gleichen Zeit halfen versierte polnische Fachleute aus Thorn beim Denkmalerhalt in der DDR, zum Beispiel in der Altstadt von Quedlinburg.

Dass aus solchen Beziehungen eine dauerhafte Kooperation werden konnte, ist nicht zuletzt das Verdienst des ARBEITSKREISES DEUTSCHER UND POLNISCHER KUNSTHISTORIKER UND DENKMALPFLEGER, der sich 1988 in Mainz gründete. Er erfand

eine ganz neue und doch so naheliegende Kategorie: das „gemeinsame Kulturerbe“. Man begann jetzt zu untersuchen, wie Baudenkmäler bislang als Projektionsflächen einander abschließender Erzählungen gedient hatten, und begriff, dass sie – wenn man ihnen eine „doppelte Identität“ zugestand, mehr als nur eine nationale Zugehörigkeit – genauso gut zu etwas Verbindendem werden könnten.

Das geschah – fast könnte man sagen: zur Überraschung aller Beteiligten – bereits im Zuge des Wiederaufbaus von Danzig nach 1945. Die Verantwortlichen in Polen hatten – nachdem einige alternative Konzepte verworfen worden waren – entschieden, die straßenseitigen Fassaden der Rechtstadt in variierender Exaktheit zu rekonstruieren. Dahinter entstanden aber bis auf wenige Ausnahmen – wie dem weiterhin als Museum genutzten Uphagenhaus – neukonzipierte Wohnhäuser, denn aus der vormals bürgerlich-deutsch geprägten Rechtstadt sollte ein polnisch-sozialistisches Arbeiterviertel werden. Die beeindruckenden Ergebnisse dieser Bemühungen um eine Wiederherstellung von Danzig stießen jedoch im Westen durchaus auf Zustimmung, in immer stärkerem Maß auch bei den Organisationen der Heimatvertriebenen. Die Kehrseite dieser Einigkeit ist: Den polnischen wie auch den deutschen Besuchern Danzigs scheint heute immer weniger klar zu sein, dass es sich um eine „neue Stadt in altem Gewand“ handelt, wie der Danziger Kunsthistoriker Jacek Friedrich es genannt hat.

Orte eines solchen gemeinsamen Kulturerbes fanden schließlich auch Eingang in die Welterbe-Liste der UNESCO, darunter im früheren Westpreußen die Marienburg und die Altstadt von Thorn, aber auch die 1913 fertiggestellte Jahrhunderthalle in Breslau. Alle diese Stätten haben auch eine deutsche Geschichte, werden von der UNESCO aber heute selbstverständlich als polnisches Welterbe geführt. In einem Fall reicht das Verbindende aber sogar noch weiter. Die WELTERBESTÄTTE MUSKAUER PARK (auf Polnisch PARK MUŻAKOWSKI) liegt auf beiden Seiten der Oder, weshalb sie in der Liste der UNESCO mit der weiß-roten wie auch der

schwarz-rot-goldenen Fahne markiert ist. Überhaupt bietet das Welterbe, bei allen berechtigten Auseinandersetzungen um seine Ausgestaltung, ein ganz anderes Konzept von Kulturerbe: Hier geht es, wie die UNESCO schreibt, um „ein Erbe, das der gesamten Menschheit gehört, unabhängig davon, wo es sich befindet“.

Das gemeinsame deutsch-polnische Kulturerbe ist inzwischen nicht mehr nur ein Gegenstand akademischer Debatten oder von Vorhaben auf höchster kulturpolitischer Ebene. Das verbindende Konzept hat seinen Weg in den Kulturaustausch und in die praktische Denkmalpflege gefunden. Entscheidenden Anteil daran hatte der 2010 verstorbene polnische Architekt und Denkmalpfleger Andrzej Tomaszewski. Er gehörte dem deutsch-polnischen Arbeitskreis an und war 2007 Mitbegründer und erster Vorstandsvorsitzender der DEUTSCH-POLNISCHEN STIFTUNG KULTURPFLEGE UND DENKMALSCHUTZ. Ähnlich wie die in Deutschland sehr bekannte DEUTSCHE STIFTUNG DENKMALSCHUTZ stellt sie Fördermittel und Expertise bereit für die Restaurierung von Baudenkmälern, die vom Verfall bedroht sind und für die es keine ausreichende öffentliche Unterstützung oder genug interessierte private Geldgeber gibt. Eine polnische Partnerstiftung (POLSKO-NIEMIECKA FUNDACJA OCHRONY ZABYTKÓW KULTURY) bildet das notwendige Gegenstück.

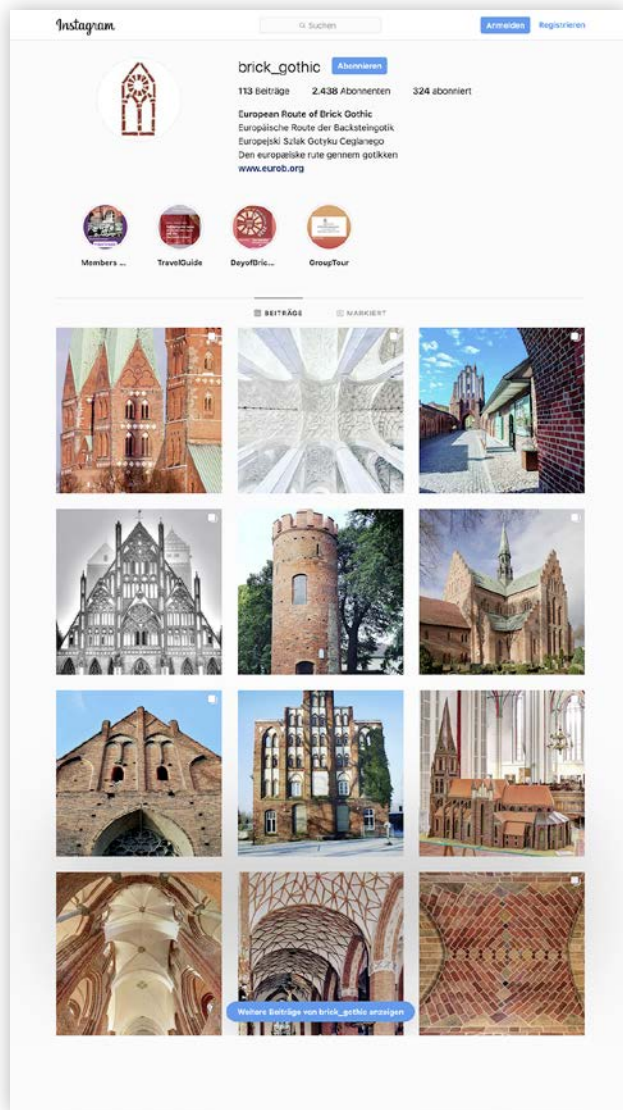
Das Besondere an der Arbeit der DEUTSCH-POLNISCHEN STIFTUNG ist, dass sie insbesondere jene Denkmäler im Blick hat, die exemplarisch verdeutlichen, was ein gemeinsames Kulturerbe ist, die Bauten, in denen man sozusagen die deutsch-polnische Geschichte am Werk sehen kann. Außerdem wirkt sie auch in die Fläche hinein, sie interessiert sich nicht vorrangig für prestigeträchtige Großprojekte, sondern fördert viele kleinere Sanierungsvorhaben an Bürger- und Gutshäusern oder Dorfkirchen. So beteiligte die Stiftung sich 2018 an der Restaurierung der Kirche in dem kleinen Ort Kriefkohl (Krzywe Koło) bei Danzig. Gegenstand der Arbeiten, über die auch der nachfolgende Beitrag noch weitere Auskunft gibt, war „ein komplett erhaltener, einzigartiger polychromer Inventar-Komplex“, soll heißen: Es ging um die Freilegung einer



*Das Altstädtische Rathaus vor dem Stadtbrand 1772.  
Zeichnung von Gerhard Salemke nach einem alten Kupferstich*



*Der Neubau des Altstädtischen Rathauses zeigt exemplarisch, wie in Elbing wiedererkennbare Vorgänger-Strukturen frei in postmoderne Gestaltungsprinzipien „übersetzt“ werden.*



**Auf Instagram stellt sich die Europäische Route der Backsteingotik mit einem kontinuierlichen Bilderstrom vor. Nationale Grenzen spielen dabei tatsächlich kaum eine Rolle.**

aufwändigen barocken Bemalung des hölzernen Gestühls in der Kirche von Kriekohl, die bis dahin völlig unter einer weißgelben Übermalung verborgen war. Auf der Internetseite der DEUTSCH-POLNISCHEN STIFTUNG kann man sich über die vielen an solchen Maßnahmen Beteiligten und den Fortgang der Arbeiten informieren – in der für die Denkmalpflege typischen Detailliertheit.

An der Stelle, wo Denkmalpflege in den zeitgenössischen Städtebau übergeht, gibt es in Polen aus deutscher Sicht Ungewöhnliches zu entdecken. Rekonstruktion und Wiederaufbau historischer Bauten und Stadtkerne sind in Deutschland in aller Munde. Das langsame Neuentstehen der Altstadt von Elbing hat aus der Bundesrepublik dennoch eher wenig Beachtung gefunden, obwohl man ein Projekt wie das in Elbing verfolgte westlich der Oder vergeblich sucht. Von der „Neuen Altstadt“ in Frankfurt am Main beispielsweise unterscheidet es sich deutlich.

Unter der Leitung der Denkmalpflegerin Maria Lubocka-Hoffmann wurde die im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstörte Elbinger Altstadt seit den achtziger Jahren auf den erhaltenen und

archäologisch gesicherten mittelalterlichen Kellern Haus für Haus wieder aufgebaut. Die einzelnen Häuser sind in Elbing bis auf frühe Ausnahmen fast nirgends Kopien historischer Architektur. Ihre Fassaden orientieren sich im Umriss an den Vorgängerbauten, deuten historische Ornamentformen an und sind dennoch auf Anhieb als zeitgenössisch zu erkennen. Das Ergebnis ist eine eigenständige Variante der sogenannten postmodernen Architektur. Die Altstadt von Elbing ist dadurch in gewisser Weise wieder gegenwärtig, ohne dass der Anschein erweckt wird, sie sei niemals weg gewesen. Lubocka-Hoffmann hat dieses Vorgehen als „Retroversion“ bezeichnet. Eine geschmäckerliche Architekturkritik aus Deutschland hat den Einzelhäusern gelegentlich eine nicht überzeugende gestalterische Qualität attestiert. Viel wichtiger aber erscheint, dass Elbing mit der Retroversion ein tragfähiges städtebauliches Konzept entwickelt hat. Hier sei es tatsächlich gelungen, „widersprüchliche Wünsche nach historischer Kontinuität wie auch kreativer Innovation zu versöhnen“ und die deutsche Geschichte der Stadt für die heutigen polnischen Bewohnerinnen und Bewohner zu öffnen, meint der in Glasgow tätige Architekturhistoriker Florian Urban. Bemerkenswerterweise war dieses neu-alte Städtebauprojekt schon in der Spätphase des Sozialismus auch von Investitionen aus der Bürgerschaft getragen.

Trotz solcher interessanten Entwicklungen steht das gemeinsame deutsch-polnische Kulturerbe in der deutschen Wahrnehmung eher am Rande. Erste Anzeichen für das Entstehen einer transnationalen Öffentlichkeit gibt es aber bereits. Die Basis dafür könnten digitale Plattformen wie *Instagram* bilden, das bei jüngeren Menschen in Polen wie auch in Deutschland sehr verbreitet ist. Daher versuchen inzwischen auch Kulturinstitutionen wie Museen, dort ein Publikum anzusprechen. Das tut zum Beispiel auch die EUROPÄISCHE ROUTE DER BACKSTEINGOTIK, ein touristisches Netzwerk im Ostseeraum, das Städte, Regionen und Bauten in Dänemark, Deutschland und Polen umfasst. Dank ihm gewinnen auch Kulturerbestätten an Sichtbarkeit, die in den Nachbarländern bisher weniger bekannt sind. Roskilde nahe bei Kopenhagen steht hier neben Pasewalk in Mecklenburg-Vorpommern und Kulm im historischen Westpreußen.

Auf dem *Instagram*-Kanal der Backsteingotik-Route gibt es sehr ansprechende Bilder von mittelalterlichen Kirchen, Stadtbefestigungen und Wohnhäusern zu sehen, dazu kommen Informationen zu aktuellen Angeboten, auch wenn es dort zur Zeit natürlich nur wenig zu berichten gibt. Der Name des Netzwerkes erscheint auf Dänisch, Deutsch und Polnisch, ansonsten erfolgt die Kommunikation aber zum größten Teil auf Englisch. Angesichts der jungen Zielgruppe auf *Instagram* ist das wohl die einfachste Lösung. Die digitale Reiseroute könnte so einer der Wege sein, die zu einem gemeinsamen Kulturerbe führen.

Auf eine merkwürdige Weise hat das Zusammentreffen des vergangenheitsgesättigten Kulturerbes mit den hyperaktiven sozialen Medien sogar einen tieferen Sinn, denn es scheint, als hätten sie eine Gemeinsamkeit: Beides kann benutzt werden, um Ab- und Ausgrenzung zu verstärken. Wenn die Voraussetzungen stimmen, dann bieten sich aber einzigartige Chancen, um einander näherzukommen.

**E**inen der Wege zum gemeinsamen Kulturerbe beschreitet seit 2007 die DEUTSCH-POLNISCHE STIFTUNG KULTURPFLEGE UND DENKMALSCHUTZ, die ihren Sitz in Görlitz hat. Ihre Arbeit zeigt exemplarisch, dass in der Fläche viele kultur- und kunstgeschichtlich bedeutende Baudenkmäler der Aufmerksamkeit und Hilfe von Restauratoren bedürfen und dass schon kleiner dimensionierte Maßnahmen segensreich wirken können, aber auch langfristige Projekte umsichtig geplant und fachlich sowie – nicht zuletzt – auch finanziell in vielen, fein aufeinander abgestimmten Einzelschritten bewältigt werden müssen.

Als Beispiele für die spezifischen Aufgabenstellungen und das Wirken der Stiftung stellen wir die drei Vorhaben vor, die bislang im Land an der unteren Weichsel realisiert worden sind bzw. auch noch weiterhin betreut werden.

Detaillierte Angaben zur Stiftung, zu Ihrer Arbeit und zu Spendenmöglichkeiten bietet die Homepage der DPS: [deutsch-polnische-stiftung.de](http://deutsch-polnische-stiftung.de)

## II. Die Gotische Wegekappelle von Grojau (Grojewo)

Die Kapelle befindet sich an der seit dem Mittelalter vielbefahrenen Hauptstraße von Danzig nach Marienburg (7 km östlich des Dorfes). Ursprünglich stand sie dichter bei der Dorfkirche, wurde im Zweiten Weltkrieg aber an ihren heutigen Standort versetzt, weil sie dort in einem Gefangenenlager als Gebetskapelle dienen sollte.

Sie entstand vermutlich um 1500 und bildet heute eines der ältesten noch erhaltenen Heiligenhäuschen in Polen. Der sechs Meter hohe, reich verzierte und filigrane zweigeschossige Bau über einem quadratischen Grundriss (mit 1,9 m Seitenlänge) war 2008 akut in seiner Substanz gefährdet und konnte ein Jahr später mit einer Zuwendung der DPS denkmalgerecht instandgesetzt werden. Die Kapelle präsentiert sich seitdem wieder in ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild.

*Wegekappelle Gnojau im originalen Erscheinungsbild, Frühjahr 2010*



FOTO: DPS

## Förderprojekte der DEUTSCH-POLNISCHEN STIFTUNG KULTURPFLEGE UND DENKMALSCHUTZ (DPS)



### I. Die katholische Pfarrkirche St. Peter und Paul in Groß Montau (Mątowy Wielkie)

Groß Montau liegt am rechten Weichselufer 18 km südwestlich von der Kreisstadt Marienburg in der Gemeinde Mielenz. Die Kirche steht am südwestlichen Rand des Dorfes mit der Ostfassade zur Dorfstraße gerichtet. Die berühmteste Bewohnerin des Dorfes bleibt bis zum heutigen Tage die Nonne und Einsiedlerin Dorothea Schwartzke (1347–1394) – späterhin die Hl. Dorothea von Montau, die Patronin des Deutschen Ordens und Preußens –, die im Ursprungsbau der Kirche am 6. Februar 1347 getauft und gesegnet wurde.

Die sanierungsbedürftige Außenhülle der gotischen Dorfkirche, das Schiff und der massive Teil des Turms, konnte 2012/13 durch eine großzügige EU-Förderung saniert werden. Die DPS vermochte im Anschluss daran mit einer Zuwendung des Beauftragten für Kultur und Medien der deutschen Bundesregierung (BKM) sowie mit einer ergänzenden EU-Finanzierung die „denkmalfachgerechte Instandsetzung des Turmhelms“ anteilig zu fördern.

Bei der Instandsetzung des hölzernen Turmobergeschosses und des Turmhelms wurden alle erhaltenswerten Elemente repariert, gereinigt, imprägniert und konserviert. Die alten verschlissenen Dachschindeln hingegen mussten entfernt werden. Die Dachfläche wurde neu eingelattet, und traditionell handgespaltene Eichenschindeln sind auf den Latten mit verzinkten Nägeln befestigt worden.



*Verschlossene aufgebogene Schindeldeckung des Turms vor der Erneuerung von außen*



FOTO: DPS

*Undichte Holzschindeldeckung des Turms von innen, Februar 2013*



FOTO: A. LEWICKI

*Erneuerte Holzverschalung des Turmhelms, Winter 2014*



FOTO: DPS

*Gesamtansicht der Pfarrkirche St. Peter und Paul von Süden nach der Turmhelm-Instandsetzung, Februar 2014*



*Das Kastengestühl für Frauen im Westteil der Kirche nach der Konservierung, Malereifreilegung und Restaurierung in den Jahren 2015 und 2016. Die Emporen sind noch überfasst, November 2016*

*Frauen-Gestühl an der Nordseite des Innenraums im westlichen Teil der Kirche nach der Restaurierung, 2018*



*Porträts am Frauen-Gestühl an der Nordseite des Innenraums im westlichen Teil der Kirche vor der Restaurierung 2016*



FOTO: DPS

### III. Die Katholische Dorfkirche „der Auffindung des Hl. Kreuzes“ in Kriefkohl (Krzywe Koło)

Kriefkohl liegt neun Kilometer nördlich von Dirschau und gut 13 km südöstlich von Praust. Die Ausstattung der im 15. Jahrhundert errichteten Filialkirche stammt aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert und umfasst einen vollständig erhaltenen, einzigartigen polychromen Inventar-Komplex, geschmückt mit Heiligen- und Apostelporträts. Die wiederentdeckte bemalte Holzausstattung hat einen hohen künstlerischen Wert. Neben den ikonographischen Darstellungen enthalten die Bemalungen auch Inschriften, die für die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte der Pfarrei von Bedeutung sind.

2015 konnte als erstes das Frauen-Gestühl im Südwesten der Kirche repariert und dessen Bemalung freigelegt, konserviert und restauriert werden. 2016 folgte das Frauen-Kastengestühl im nordwestlichen Teil der Kirche. Diese Maßnahmen wurden maßgeblich vom Polnischen Ministerium für Kultur und das Nationalerbe finanziert.

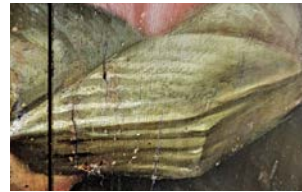
Die DPS beteiligte sich 2018 erstmals an den Restaurierungsarbeiten, die die komplette Konservierung und Restaurierung des Frauen-Gestühls entlang der Südinnenwand der Kirche (in deren östlichem Teil) umfassten. In diesem Rahmen wurden aus Mitteln der BKM und der DPS als Maßnahmenträger sowie kirchengemeindlichen Eigenmitteln die Bild Darstellungen und Bildrahmen an diesem Frauen-Gestühl bearbeitet.

2019 und 2020 wurden die von der BKM und der DPS getragenen Maßnahmen fortgeführt; damit sind die Konservierung und Restaurierung der Innenausstattung aber längst noch nicht abgeschlossen. Die weiteren Bemühungen, die hoffentlich noch mehr Aufschluss über die nicht ganz unkomplizierte Datierung der polychromen Ausmalung geben, betreffen z. B. das Männer-Gestühl an der Nordwand und weitere Kirchenbänke sowie die Emporen, den Orgelprospekt und den (zum Teil schon restaurierten) Hauptaltar.

*Porträt der Hl. Maria (Mirjam) des Frauen-Gestühls an der Südinnenwand im östlichen Teil der Kirche. Sekundäre Malschichten verändern die Gesichtszüge und den Charakter der Kleidungsstücke, Mai 2018*



*Das Porträt nach der Restaurierung, 2018*



*Sichtbare Beschädigung des Holzträgers und der Sekundärfarbschichten (oben und unten links) am Porträt der Maria, Mai 2018*

*Restaurator Krzysztof Krajewski bei der Bearbeitung der beiden westlichen Bildtafeln der Balustrade des Männer-Gestühls an der Nordwand in der Restaurierungswerkstatt in Gdingen, November 2019*



FOTOS: DPS



*Die beiden wieder eingebauten westlichen Bildtafeln der Balustrade mit ihren allegorischen Darstellungen, Januar 2020*

# VON FÖRDERPROGRAMMEN, RETTUNGSVERSUCHEN UND BUCHSTABENFÄNGERN

## Formen von Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Woiwodschaft Kujawien-Pommern

### Rechtliche Grundlagen und staatliches Handeln

Für die Bürger eines Landes bildet das Kulturerbe eine wesentliche Grundlage ihrer Identitätsstiftung. Deshalb sehen sich die Staaten in der Pflicht, das materielle wie immaterielle Kulturgut zu schützen und es für kommende Generationen zu bewahren. In Polen wird dieser Bereich vom Grundgesetz der Republik Polen (1997), dem Gesetz über die Selbstregierung (2016) und dem Gesetz über Denkmalschutz und Denkmalpflege (2014, mit nachfolgenden Änderungen) reguliert. Diese Gesetze bestimmen eindeutig die Begriffe „Denkmal“, „Denkmalschutz“ und „Denkmalpflege“, die Formen des Denkmalschutzes, die Kompetenzen der Regierungs- und Selbstregierungsbehörden sowie die Verfahren der Registrierung und Finanzierung.

Dabei werden die Begriffe „Denkmalschutz“ und „Denkmalpflege“ deutlich voneinander unterschieden. In Bezug auf den Denkmalschutz sind die Behörden gehalten, gesetzliche, organisatorische und finanzielle Bedingungen zu schaffen, damit Denkmäler dauerhaft erhalten, bewirtschaftet sowie vor Vernichtung, Diebstahl, Verlust oder illegaler Ausfuhr geschützt werden. Die Denkmalpflege hingegen obliegt den Besitzern oder Nutzern. Sie sind verpflichtet, die Voraussetzungen zu schaffen für die wissenschaftliche Erforschung und Dokumentation des Denkmals, für die Durchführung konservatorischer, restauratorischer und anderer Bauarbeiten, für den Schutz und die Wartung des Denkmals und seiner Umgebung sowie für die Bemühungen, das Denkmal und seine Bedeutung für die Kulturgeschichte in der Öffentlichkeit bekanntzumachen.

Die einzelnen Regeln der Finanzierung sind im Gesetz über Denkmalschutz und Denkmalpflege (vom Juli 2003) sowie in einer Verordnung des Kulturministers vom 14. Oktober 2015 festgelegt worden. Danach sind der Eigentümer oder Besitzer verpflichtet, die Arbeiten an einem Objekt, das ins Denkmalregister eingetragen wurde, selbst zu finanzieren. Er kann aber einen Zuschuss aus dem Staatshaushalt beantragen. Solch eine finanzielle Unterstützung können der Kulturminister oder der Konservator der Woiwodschaft gewähren. Zudem werden Gelder zur Verfügung gestellt, wenn die Arbeiten im Zusammenhang mit einem staatlichen Projekt stehen. Bei Kirchen können zudem Zuschüsse aus dem Kirchenfond des Innenministeriums beantragt werden.

Weitere, häufig genutzte Alternativen bieten Finanzmittel der EU, die im Rahmen mehrerer Entwicklungsprogramme dem Ausgleich der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den Mitgliedsstaaten dienen sollen. In einzelnen Ländern – wie auch in Polen – werden spezielle Konzepte zum Schutz und zur Entwicklung des Kulturerbes verwirklicht. Auf regionalem Niveau ist in den Jahren von 2017 bis 2020 z. B. ein Maßnahmenpaket „Identität und Erbe“ für die Woiwodschaft Kujawien-Pommern realisiert worden.

Jede Dorfgemeinde, jeder Kreis und jede Stadt sind zudem verpflichtet, ein eigenes Programm zur Denkmalpflege zu verfassen. Es muss längerfristig angelegt sein und wird meistens für einen Zeitraum von vier Jahren entworfen. Dieses Konzept wird vom Denkmalamt der Woiwodschaft beurteilt und dann vom Stadt- bzw. Gemeinderat beschlossen. So wurden in Bromberg beispielsweise während der letzten vier Jahre etliche Projekte durchgeführt, die im Rahmen der Programme „Metropolitalna Bydgoszcz“ [Metropole Bromberg] und „Mieszkalny w Bydgoszczy“ [Laß uns in Bromberg leben] geplant worden waren. Dazu gehörten die Revitalisierung der Innenstadt und bislang vernachlässigter Stadtteile, die vorbildgetreue Wiederherstellung von Straßen und Plätzen in der Nähe des Alten Marktes, die Neugestaltung der Mühleninsel, die Restaurierung bzw. Renovierung mehrerer Jugendstil-Häuser oder die Illumination interessanter Baudenkmäler und der Uferanlagen des Bromberger Kanals.

### Zivilgesellschaftliches Engagement

In Kujawien-Pommern kümmern sich allerdings nicht nur die Behörden um die Erhaltung der Denkmäler: In Bromberg, Graudenz und Thorn gibt es Filialen der „Gesellschaft für die Denkmalpflege“, des „Towarzystwo Opieki nad Zabytkami“ (TONZ). Diese Organisation wurde 1974 in Warschau gegründet und setzt die Tradition der „Gesellschaft für die Pflege der Denkmäler der Vergangenheit“ (des „Towarzystwo Opieki nad Zabytkami Przeszłości“) fort, die von 1906 bis 1944 bestanden hatte. Getragen wird sie von ehrenamtlich Tätigen. In ganz Polen existieren 30 Filialen und zehn Interessenskreise. Zu den wichtigsten Aktivitäten gehören:

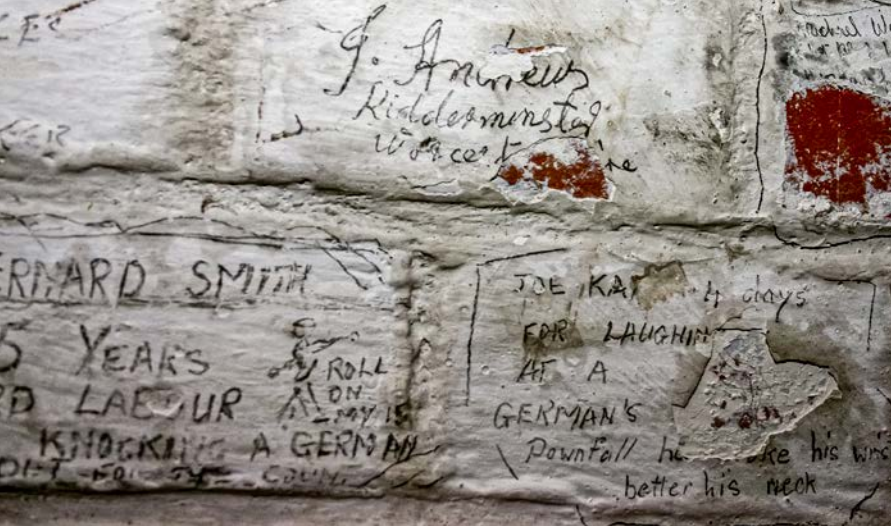
- die Popularisierung des Denkmalschutzes,
- die projektbezogene Denkmalpflege,
- die Zusammenarbeit mit den Konservatoren und
- die Zusammenarbeit mit einschlägigen in- und ausländischen Organisationen.

Die Gesellschaft veranstaltet Seminare, Konferenzen, Ausstellungen sowie Wettbewerbe für Kinder und Jugendliche, sie organisiert Schulungen für Lehrer und Fremdenführer und gibt auch Fachbücher heraus. 2002 wurde sie mit dem „Professor-Aleksander-Gieysztor-Preis“ für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Denkmalpflege ausgezeichnet.

Die Filiale in Thorn entstand am 30. Januar 2015. Sie wird von einem fünfköpfigen Vorstand geleitet, dem eine Revisionskommission zugeordnet ist. Die Aufsicht hat der Stadtpräsident übernommen. Der Informationsaustausch erfolgt größtenteils über das Internet und verschiedene Foren. Bei Facebook ([facebook.com/TONZTorun](https://www.facebook.com/TONZTorun)) verfolgen 2.939 Personen die Informationen der Gruppe.

**Das Widerspiel der Kräfte** Nicht alle Initiativen des TONZ sind bei der Stadtverwaltung beliebt. Oftmals bemühen sich die Mitglieder vergeblich, noch bestehende Denkmäler der Stadtgeschichte zu retten. Die Thorner Gruppe, die ihre Tätigkeit nicht erst mit der offiziellen Registrierung 2015 begonnen hat, konnte aber auch schon etliche Erfolge erzielen. Viele Bauten wurden ins Denkmalschutzregister eingetragen, viele Häuser vor dem Zerfall oder Rückbau gerettet.

Ein Beispiel für die ambivalenten Effekte der Bemühungen bietet der Fall des „Forts 11“ an der Posener Straße, der einige Aufmerksam-



Wandinschriften der Kriegsgefangenen im Fort 11



Bemühungen um die Entzifferung und Sicherung der Wandinschriften

keit erregte. Ein Investor hatte diese Anlage als Denkmal von der Stadt gekauft. Zu diesem Zeitpunkt war sie in sehr gutem Zustand, verkam dann aber binnen fünf Jahren zur Ruine. Metallschrott-Sammler raubten alle Materialien, und Vandalismus erledigte das Übrige. Besonders beachtenswert aber sind die Wandinschriften der dort im Zweiten Weltkrieg inhaftierten britischen, belgischen, französischen und polnischen Kriegsgefangenen; und als die Nachricht einging, dass der Besitzer damit begonnen hätte, diese einmaligen „Graffiti“ zu entfernen, schlugen die wachsamen Thorner Aktivisten beim städtischen Konservator Alarm. Die Angelegenheit kam vor Gericht, der Besitzer wurde zu einer bestenfalls symbolischen Strafe verurteilt – und das Fort zerfällt weiter.

Seit 1991 schon dauert die Auseinandersetzung um das Gebiet des ehemaligen deutschen Kriegsgefangenenlagers Thorn-Glinki an. Dieses freie Gelände lockte und lockt bis heute viele Investoren. Die Stadtverwaltung ihrerseits ist natürlicherweise an den Einnahmen interessiert – obwohl dort an unterschiedlichen Orten Tausende von russischen und (ab dem Februar 1945) deutschen Kriegsgefangenen bestattet worden waren und auf den Baustellen regelmäßig menschliche Überreste auftauchen. Daraufhin wurden 2016 etliche der toten Soldaten exhumiert, schließlich begannen Firmen dann aber wieder mit dem Bau neuer großer Wohnviertel. Der einzige Kompromiss, zu dem die Stadt sich bereit erklärte, war die Errichtung eines Denkmals für die Lageropfer.

Zu den positiven Entscheidungen der Stadtverwaltung gehört eindeutig die Bewirtschaftung der alten preußischen Kasernen am Kulmer Tor, im Zentrum von Thorn. Das zerfallene Objekt wurde dank der Finanzierung durch den Kulturminister und die Stadt völlig renoviert. Jetzt befindet sich dort das Museum der Thorner Festung, eine

Filiale des Kreismuseums. An der Planung dieses Vorhabens nahmen viele Mitglieder der TOnZ teil. Der stellvertretende Stadtpräsident lud sie sogar ein, eine eigene Beratergruppe zu bilden. Oft aber werden die Mitglieder von den Maßnahmen gänzlich überrascht. Die Mitbürger geben zwar unverzüglich entsprechende Hinweise, wenn – wie beim Abbau der alten Stadtbefestigungen – plötzlich quasi bei einer Nacht- und Nebelaktion Bulldozer ihre Arbeit aufnehmen, und solche Vorgänge werden auch rasch von der lokalen Presse aufgegriffen. Letztlich aber zeigt sich dann in der Regel, dass alles ordnungsgemäß geplant und vor allem rechtlich abgesichert worden war.

Die Freunde von Alt-Thorn beschäftigen sich freilich nicht nur mit Objekten der Militärgeschichte. Die Rettungsversuche gelten z. B. auch den Fachwerkhäusern, die Schritt für Schritt aus der Stadtlandschaft zu verschwinden drohen. In einem Falle, beim Gebäude in der Bromberger Straße 50/52, haben die langjährigen Bemühungen zum Erfolg geführt. Errichtet hatte es nach einem Entwurf des Berliner Architekturbüros ERDMANN & SPINDLER der Thorner Bauunternehmer Konrad Schwarz im Jahre 1899. In der Zwischenkriegszeit befanden sich dort nicht nur Wohnungen, sondern auch ein feineres Tanzlokal mit Billard, Kegelbahn und Gästezimmern. Bewohnt wurde es aber immer von der Familie Schwarz und anderen angesehenen Personen. Nach dem Krieg beherbergte das Haus ein Kommissariat der polnischen Miliz, danach folgten ein Studentenheim, Mitarbeiter der Thorner Universität und schließlich verschiedene private Mieter. Ab 1988 wurde das Haus immer weiter vernachlässigt, und 2009 zogen die letzten Bewohner aus: Obwohl das Gebäude schon 1983 in das Denkmalregister eingetragen worden und damit in Städteigentum übergegangen war, kam die Kommune ihrer Pflicht, das Denkmal zu pflegen, offenbar nicht nach. So nahmen sich die Thorner Aktivisten des schönen Gebäudes an – und nach fast zehn Jahren, in denen beharrlich Druck erzeugt worden ist, wird das Haus jetzt grundsanziert und bald für kulturelle Institutionen zur Verfügung stehen.

**Buchstabenfänger** In der Thorner Filiale des TOnZ hat sich überdies eine kleine Gruppe junger Leute gebildet, die sich meistens als Fotografen betätigen und sich selber mit Hintersinn „Buchstabenfänger“ nennen. Sie „erjagen“ auf den Fassaden alter Häuser Firmen-Inschriften in polnischer und deutscher Sprache und machen ihre Beute im Internet publik. Diese Initiative wurde von der Stadtverwaltung sehr positiv aufgenommen. Deshalb konnte daraus eine Kooperation mit der Thorner Universität entstehen – mit dem Ergebnis, dass man inzwischen schon auf vielen Häusern die alten, fachmännisch von den Kunststudenten rekonstruierten Inschriften zu bewundern vermag.

**Lapidaria** Neben dem TOnZ sind auch noch andere Organisationen aktiv. Als Beispiel sei die Gesellschaft „Lapidaria“ genannt, die sich um „vergessene Friedhöfe in Kujawien-Pommern“ kümmert. Auf diesem zuweilen geradezu „verminten“ Terrain begann sie ihre Tätigkeiten im Jahre 2009 und wurde 2017 offiziell ins Vereinsregister eingetragen. Ein Arbeitsfeld bildet die Dokumentation, bei der alle verfügbaren Archivquellen zusammengetragen und auch Interviews mit den ältesten Stadt- und Dorfbewohnern geführt werden. Auf diese Weise sind bis jetzt über





*Im Jagdrevier der Buchstabenfänger*



*Studentinnen der Kunsthochschule bei der Wiederherstellung von Inschriften*

640 von insgesamt 1933 „vergessenen Friedhöfen“ in der Woiwodschaft inventarisiert worden. Die Ergebnisse dieser schwierigen Arbeit werden kostenfrei auf der Internetseite [lapidaria.wikidot.com/stowarzyszenie](http://lapidaria.wikidot.com/stowarzyszenie) verfügbar gemacht.

Die Hauptaufgabe der Gesellschaft ist des Weiteren natürlich die Pflege der Friedhöfe. Dabei geht es ihr aber nicht nur um die Ausführung der gärtnerischen Tätigkeiten, sondern auch darum, über lokale Organisationen wie Schulen, Gemeinden oder die Freiwillige Feuerwehr die Einwohner ebenfalls dafür zu gewinnen und derart auch eine dauerhafte Pflege der erneuerten Friedhöfe sicherzustellen.

Darüber hinaus bemüht sich „Lapidaria“ auch um die Bildung: Das Wissen über die früheren Bewohner des Landes ist in der polnischen Gesellschaft oft äußerst oberflächlich und mit Vorurteilen behaftet. Deshalb bietet die Vereinigung Kurse in Schulen an, veranstaltet Kon-

ferenzen an Hochschulen und wirbt in der lokalen Presse oder im Rundfunk für ein größeres Verständnis der historischen und kulturellen Zusammenhänge.

Die genannten zivilgesellschaftlichen Projekte ermutigen letztlich dazu, ungeachtet vieler Schwierigkeiten und Hemmnisse ein durchaus positives Bild vom Umgang mit der gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte in Westpreußen zu zeichnen. Als größten Erfolg aller Bemühungen ist dabei hervorzuheben, dass sich viele junge Leute daran beteiligen. Daraus erwächst die Hoffnung, dass das gemeinsame historische und kulturelle Erbe respektiert und auch in Zukunft gleichermaßen fachkundig wie engagiert gepflegt wird.

st *Text und Fotos: Piotr Olecki*

## „OFT ZERBRÖSELT UNS DAS PAPIER EINFACH UNTER DEN HÄNDEN.“

*Interview mit Ewa Chlebus und Joanna Sroka, zwei Buch-Konservatorinnen der Elbinger C. Norwid-Bibliothek*



*Ewa Chlebus am Eingang zum Sicherheitsbereich des Magazins*



*Joanna Sroka bei der Messung des pH-Werts bei Periodika mit saurehaltigem Papier*

**S**pricht man von Denkmalschutz oder Denkmalpflege steht vielen wohl vor allem eine baufällige Kirche bzw. ein sanierungsbedürftiges Herrenhaus vor Augen. Seltener denkt man dabei an alte Bücher, obwohl sie doch in gleicher Weise als Objekte von höchstem historischem

und kulturgeschichtlichem Wert anzusehen sind, die – nicht anders als Baudenkmäler – fachlicher restauratorischer Pflege bedürfen. Deshalb wüsste ich zunächst gerne, über welche Erfahrung und welche Fachkenntnisse und Studienabschlüsse Buch-Restauratorinnen verfügen müssen?

Eine Voraussetzung für diese Tätigkeiten ist ein Studienabschluss im Bereich der Denkmalpflege. Dieses Studium dauert – ebenso wie dasjenige der Medizin – sechs Jahre. Um sich beruflich mit der Buchrestaurierung zu beschäftigen, muss man eine Spezialisierung im Bereich von Leder- und Papier-Restaurierung wählen. Jeder Denkmalrestaurator – je nachdem, ob er für Baudenkmal-, Skulptur-, Gemälde- oder Buchrestaurierung zuständig ist – muss sich mit den Stoffen, aus denen das Denkmal besteht, sowie mit den jeweiligen Herstellungstechniken detailliert auskennen. In Bezug auf Bücher gilt das für alle Beschreib- und Bedruckstoffe, seien es Papier oder Pergament, sowie für alle Schreibmaterialien, die Druckfarben oder – im Falle von Bilderhandschriften – auch für die Farbstoffe, die bei der Anfertigung von Illustrationen verwendet wurden. Besondere Aufmerksamkeit verlangt überdies der Bucheinband, der im Laufe der Jahrhunderte zahlreichen Umwandlungen unterlag.

Während des Studiums erlernt man Methoden, mit denen die verschiedenen Werkstoffe



*Hefte von Schülern des Elbinger Gymnasiums*

Die wertvollsten Stücke in der gesamten Büchersammlung sind Wiegendrucke, deren Zahl 69 beträgt. 14 dieser Frühdrucke sind die einzigen Exemplare in ganz Polen. Zu erwähnen sind zudem die beiden ältesten, noch aus dem 14. Jahrhundert stammenden Pergament-Manuskripte *Sermo-nes de Sanctis* und *Contractus Sermonum de tempore*. Für die Stadtgeschichte sind selbstverständlich die erhalten gebliebenen Teile der Büchersammlung von einzelnen Patriziern von Bedeutung, die den Reichtum und die geistige Kultur des Elbinger Bürgertums dokumentieren. Zahlreich vertreten sind auch Drucke und Manuskripte, die zum gymnasialen Schrifttum gehören. Besonders interessant sind dabei die Schülerhefte aus dem 18. Jahrhundert, die Einblicke in die damaligen Lehrprogramme gewähren. Durch ihre sorgfältige Schönschrift

und Herstellungstechniken zu identifizieren sind sowie sich die Modifikationen, denen ein Objekt unterlag, nachvollziehen lassen. Zentrale Fächer sind dabei die Kunst- und Papiergeschichte sowie die Geschichte des Buches und der Buchgrafik, die den Studenten Grundkompetenzen vermitteln sollen, mit denen sie später in ihrem Berufsalltag bestehen können.

Neben Fachkenntnissen sind freilich auch manuelle Geschicklichkeit und künstlerische Begabung erforderlich, deswegen gehören auch Kurse im Zeichnen und Schnitzen zum Lehrprogramm. Zudem ist das Tätigkeitsfeld der Papier- und Leder-Restauratoren keinesfalls auf die Behandlung von Büchern beschränkt; die Bandbreite umfasst vielmehr auch kartographische Objekte wie Karten, Atlanten und Globen sowie alle auf papiernen Träger-schichten dargestellten Bilder wie Pastelle, Grafiken oder Aquarelle – und nicht zuletzt auch le-derne Gegenstände wie Ledertapeten oder Reit-sättel.

*Seit über 10 Jahren arbeiten Sie als Buchrestauratorinnen in der Elbinger C. Norwid-Bibliothek, wo Sie sich um die historische Büchersammlung kümmern – den Nachlass der ehemaligen Elbinger Stadtbibliothek. Was gehörte zum Kern dieser Sammlung, und welchen Weg musste sie zurücklegen, bevor sie 2002 letztlich wieder nach Elbing gelangte – und was sind ihre bedeutendsten Rara?*

Die Sammlung hat eine lange Geschichte – sie besteht aus Büchern, die im Laufe von 400 Jahren zusammengetragen wurden. Den Grundstock bildet der Bestand der Bibliothek des Elbinger Gymnasiums. Als Gründungsdatum dieser Bibliothek gilt das Jahr 1601, in dem der Elbinger Stadtrat die Büchersammlung des verstorbenen Rektors Thomas Rotus erwarb. In den Folgejahren erweiterte die Bibliothek ihre Bestände, indem sie Bücher gezielt ankauft oder sie von den Elbinger Bürgern geschenkt bekam. 1846 wurde die Bücherei in eine Stadtbibliothek umgewandelt, deren Buchbestand damit für das allgemeine Publikum zugänglich wurde. Im Jahre 1942 umfasste die Bibliothek 81.000 Bände.

Infolge der Kriegswirren wurde die Zahl aber erheblich dezimiert. Da das 1945 weitgehend zerstörte Elbing den geretteten Büchern keinen angemessenen Lagerraum bieten konnte, wurden sie kraft eines Beschlusses der damaligen Stadtbehörden der Universitätsbibliothek Thorn als Depositum übergeben. Bevor die Bücher 1947 Elbing verließen, sind leider aber 17 Kisten mit den wertvollsten Drucken verlorengegangen. Zunächst wurde festgelegt, dass die Bestände 25 Jahre lang in Thorn bleiben sollten, und dieser Vertrag wurde um weitere 25 Jahre verlängert. Letztlich kehrten die Bücher erst 2002 nach Elbing zurück.



FOTO: BIBLIOTEKA ELBIŃSKA

*Mechanische Reinigung eines Buchs vom Ziegelstaub. Es handelt sich um den Druck von Johann Friedrich Wilhelm Herbst: Gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs, Berlin und Stralsund 1787 (SD.XVIII.4057.7).*



*Vergleichsaufnahmen vor und nach der „vollständigen Konservierung“ eines Folianten*

sowie entzückende, selbst gefertigte Schmuckelemente zeichnen sich insbesondere zwei Hefte aus, die von den Gebrüdern Heinrich und Peter Rempel stammen. Die mathematischen Regeln und Formeln sind hier dekorativ umrahmt, und bei den Rechenübungen begegnen kaum Korrekturen oder Streichungen. Heutige Schüler sind von diesen Heften stets in hohem Maße beeindruckt.

*Was sind die größten Herausforderungen bei Ihrer Arbeit, und worin sehen Sie den bislang größten Erfolg Ihrer restauratorischen Bemühungen?*

In unserem Labor wird eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, die auf den komplexen Schutz des Bibliotheksguts abzielen. Diese Tätigkeiten müssen mit Weitblick vorbereitet werden, damit wir den Bedürfnissen der gesamten Sammlung sowie der einzelnen Exemplare gerecht werden. Wir beteiligen uns auf jeder Stufe der Arbeitsprojekte: vom Planen der langjährigen Strategie über die Beschaffung von Geldmitteln für einzelne Vorhaben bis zum Projektmanagement und zur Werbung für die abgeschlossenen Unternehmungen.

Zu unseren größten Erfolgen gehören unzweifelhaft alle denkmalpflegerischen Maßnahmen, die im Rahmen der präventiven Konservierung ergriffen worden sind. Die Bücher werden in modernen und klimatisierten Lagerräumen mit eingeschränktem Lichtzugang aufbewahrt. Von Anfang an galt die Regel, dass ausschließlich gereinigte Bücher ohne jede Spur mikrobiologischer Infizierungen magaziniert werden dürfen. Nach ihrer Rückkehr aus Thorn wiesen die Bände immer noch Spuren der

Kriegshandlungen auf: sie waren verschmutzt und teilweise durch Ziegelstaub, wenn nicht Schlamm verunreinigt. Unsere Priorität war es daraufhin, die Verschmutzungen der Oberflächen zu entfernen, die von den Mikroorganismen angegriffenen Bände zu desinfizieren und Schutzverpackungen anzufertigen.

In den letzten Jahren gelang es uns, alle alten Drucke, d. h. etwa 9.000 Bände auf diese Weise zu behandeln. Parallel dazu wurde der aus dem 19. Jahrhundert stammende Teil der Sammlung gereinigt und desinfiziert. Gleichzeitig wurden mehrere „vollständige Konservierungen“ durchgeführt, worunter die Wiederherstellung, wenn nicht Errettung meist massiv beschädigter Stücke zu verstehen ist.

Die größte Herausforderung, die in den kommenden Jahren vor uns liegt, ist die Behandlung aller Objekte aus „saurem Papier“. Bücher und Zeitschriften, die auf diesem Papier gedruckt wurden, müssen konserviert und entsäuert werden, sonst werden sie nicht überleben. Diese bedrohten Bestände stammen aus dem späteren 19. Jahrhundert und dem 20. Jahrhundert, denn erst seit einigen Jahrzehnten haben sich die Techniken der Papierherstellung wesentlich verändert. In der früheren Zeit enthielt das Papier saure Inhaltsstoffe, die den allmählichen Papierfraß hervorriefen. Das Papier wurde immer brüchiger und für äußere Einflüsse empfindlicher. Momentan zerfallen und zerbröseln uns diese Blätter oft einfach unter den Händen.

*2016 wurde die historische Büchersammlung der Elbinger Bibliothek dem nationalen Bibliotheksbestand angeschlossen. Damit wurde sie zur ersten Stadtbibliothek, deren Bestände dieser hervorgehobenen Gruppe zugeordnet wurden. Demnach hat die Bibliothek sicherlich einen guten Grund, stolz und froh zu sein; allerdings ist die Auszeichnung wohl auch mit einer Reihe von Verpflichtungen verbunden. Was sind dies für Vorgaben im Bereich des Schutzes und der Pflege?*

Das stimmt – die Aufnahme unserer Bestände in den nationalen Bibliotheksbestand ist unzweifelhaft eine hohe Auszeichnung, gleichzeitig aber wird die Bibliothek mit einer Reihe von zentralen Anforderungen konfrontiert. Alle Bücher, die zum nationalen Bibliotheksbestand gehören, müssen unter einen besonderen Schutz gestellt werden. Die meisten dieser Vorgaben haben wir, insbesondere hinsichtlich der profes-

sionellen Lagerbedingungen, bereits erfüllt. Ein Plan zur Abwehr äußerer Gefährdungen lässt sich jedoch nur in einem langwierigen Prozess entwickeln, der nicht zuletzt auch erhebliche finanzielle Investitionen erforderlich macht.

*In diesem Jahr soll in der Bibliothek eine interaktive Ausstellung eröffnet werden. Könnten Sie einige Worte zu dem Projekt sagen, das von Ihnen mit initiiert worden ist? Werden in der Ausstellung auch Ergebnisse Ihrer Tätigkeiten gezeigt, und wird sie Einblicke in die Geschichte der historischen Elbinger Büchersammlung gewähren?*

Von der Bibliothek wird hinsichtlich ihrer historischen Bestände bereits eine Reihe von Informations- und Werbemaßnahmen durchgeführt. Im vorigen Jahr wurde beispielsweise ein regionaler Leseraum eingerichtet, in den auch eine Ausstellungsfläche mit einbezogen wurde. Dafür wurden spezielle Schauvitriolen für alte Drucke angekauft; leider konnte dieser Plan aus den allseits bekannten Pandemie-Gründen bislang aber noch nicht realisiert werden.

Eine interaktive Ausstellung zur Buch- und Pressegeschichte bildet tatsächlich unser nächstes Vorhaben, mit dem wir unsere historische Büchersammlung den Stadtbewohnern und Touristen näherbringen wollen. In der Ausstellung wollen wir keine Originalstücke zur Schau stellen; stattdessen haben wir vor, die Geschichte der Bibliothek und ihrer Büchersammlung mithilfe von avancierten Medien zu präsentieren. Dort sollen die Besucher z. B. „handgreiflich“ das Gewicht eines mittelalterlichen Buches spüren; sie können erkunden, welche Bücher sich in der Gymnasialbibliothek befanden; und es werden auch die akkurat geführten und ausgeschmückten Arbeitshefte von Schülern des alten Elbinger Gymnasiums gezeigt. Nicht zuletzt kann der Besucher einen Blick in die Elbinger Tagespresse des 19. Jahrhunderts werfen.

Diese Ausstellung wird in den attraktiven historischen Räumen der Elbinger Bibliothek eingerichtet, in denen sich früher das HI. Geist-Hospital befand. Die Gebäudegeschichte soll übrigens auch Berücksichtigung finden – und da sich das Bibliotheksgebäude in unmittelbarer Nähe zur Anlagestelle der Osteroder-Elbinger Schifffahrt befindet, wird schließlich auch die Geschichte des Oberländischen Kanals geschildert. Nun wollen wir aber im Moment noch nicht allzu viel verraten ...

st Die Fragen stellte Joanna Szkolnicka





# DIE SKULPTUREN DES „SCHÖNEN STILS“ IN PREUSSENLAND

Ein Forschungs- und Ausstellungsprojekt  
des Marienburger Schlossmuseums

Von Monika Czapska

*Blick in die Ausstellung*

**I**M OKTOBER 2020 wurde im Marienburger Schlossmuseum die Ausstellung *Bilde von Prag. Die böhmische Steinskulptur im „Schönen Stil“ um 1400 im Ordensland Preußen* eröffnet. Die ungünstige Entwicklung der weltweiten Covid-19-Pandemie machte es dann aber unausweichlich, dass die Schau knapp eine Woche nach der Eröffnung bereits wieder geschlossen werden musste. Mitte Februar wurde sie zwar wiedereröffnet und ist noch bis Ende März zugänglich; die lange Schließung bedeutet aber trotzdem einen schwerwiegenden Verlust, weil diese Ausstellung in polnischen Museen die erste ist, die Kalksteinskulpturen aus dem Gebiet des Ordenslandes in solch einer Breite präsentiert.

## Das Forschungsprojekt

Zugleich dokumentiert und veranschaulicht diese Ausstellung die Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das im Schlossmuseum 2018 initiiert worden war. – Die Skulpturen des „Schönen Stils“, die an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert vermutlich als Importe nach Preußen gekommen waren, hatten die Mitarbeiter bereits über längere Zeit interessiert, weil das Museum in seinen Sammlungen eines der wichtigsten Beispiele dieser Gruppe von plastischen Arbeiten besitzt: die Skulptur *Christus im Garten Gethsemane* (MZM/Rz/19). Die ersten intensiveren Forschun-

gen zur Provenienz dieses Kunstwerks reichen schon bis ins Jahr 2012 zurück. Die Ergebnisse von Materialanalysen haben in dieser Zeit gezeigt, dass der Stein, aus dem diese Skulptur herausgearbeitet wurde, aus einem Steinbruch im mittleren Nordböhmen stammt. Genauere Fragen zur Provenienz waren damit aber noch nicht beantwortet, da nicht zu klären war, ob diese Skulptur selbst – oder nur das Rohmaterial – aus Böhmen importiert worden war. Schon an dieser Stelle wurde somit deutlich, dass die Erforschung dieses Komplexes auf eine breitere Grundlage gestellt werden müsste.

Forschungen über das Entstehen und die Verbreitung von Stilformen haben eine lange Tradition, die bis zu den Anfängen der Kunstgeschichte als einer wissenschaftlichen Disziplin zurückreicht. Dabei kommen verschiedene Forschungsmethoden zum Einsatz – von der Analyse und Interpretation der formalen und stilistischen Spezifika und deren Entwicklung bis zu Beobachtungen, die auf Phänomene des Kulturtransfers oder der so genannten Kunstgeographie gerichtet sind. Große Bedeutung kommt in diesem Bereich der technologisch gestützten Materialanalyse zu. Deren Ergebnisse können in der Diskussion über die Provenienz und Datierung von Kunstwerken wertvolle Argumente liefern. Für Objekte, die aus Stein hergestellt werden, profitieren die Forschungen innerhalb eines weiten Spektrums ver-

schiedener methodischer Ansätze in besonderem Maße von der beschreibenden Gesteinskunde, der Petrographie. Sie ist bei der differenzierten Bestimmung der mineralischen Zusammensetzung sowie der Struktur und Textur von Steinproben ebenso hilfreich wie bei der Überprüfung der Authentizität eines Objekts, der jeweiligen Herstellungsverfahren und der möglichen Herkunftsorte.

Schon seit zwei Jahrzehnten werden die Skulpturen im böhmischen „Schönen Stil“, die im Mittelalter in ganz Europa verbreitet waren, meistens anlässlich eines Ausstellungsprojekts oder im Rahmen einer konservatorischen Maßnahme petrographisch untersucht. Die Ergebnisse dieser Forschungen, die die Verwendung von übereinstimmenden Materialien belegen, sind von erheblicher Beweiskraft. Sie erlauben es, die Spuren ihrer Provenienz bis zu den Lagerstätten spezieller Steinbrüche in Böhmen zurückzuverfolgen und bestätigen dadurch die wissenschaftliche These, dass Prag, zur Zeit der Luxemburger die Hauptstadt des Reiches, nicht nur politisch einflussreich war, sondern auch kulturell auf andere Regionen ausstrahlte.

Auf der Grundlage der bereits vorgenommenen Analysen sollte das aktuelle Marienburger Forschungsprojekt zum böhmischen „Schönen Stil“ und seiner Ausprägung in der „Steinskulptur in Preußen während der Jahre von 1380 bis 1400“ nun das Gesamtfeld der Fragestellungen und Objekte systematisch er-

fassen und erschließen. Diesem Aufgabenfeld widmete sich ein internationales und interdisziplinär besetztes Forschungsteam aus Museumsmitarbeitern und Konservatoren sowie Kunsthistorikern und Historikern aus mehreren Universitäten. Dabei war das Vorhaben nicht nur anspruchsvoll, sondern auch regelrecht wegweisend, denn es ging um nichts weniger, als sämtliche noch auf dem Gebiet des Ordensterritoriums existierenden Kalksteinskulpturen der fraglichen Stilperiode gleichermaßen nach den Aspekten des Materials, der Gestaltungstechnik, der Form und der Funktion zu erschließen.

Von der Gruppe der in Frage stehenden Kunstwerke sind 15 Objekte bis heute erhalten geblieben, zwei weitere sind nur noch von Archivfotos bekannt. Zu diesen gehört – als besonders schmerzlicher Verlust – die *Schöne Madonna* aus Thorn. Diese Skulptur diente viele Jahre lang als Fundament der wissenschaftlichen Debatten über die stilistischen Grundlagen und Spezifika des mitteleuropäischen Kreises von „Schönen Madonnen“. Die auch in der neuesten Literatur weiterverfolgte These, dass es sich bei ihr um einen Import aus Prag gehandelt hätte, wird sich allerdings ohne die Möglichkeit, mit dem Original zu arbeiten, nicht mehr verifizieren lassen. Ein großes Forschungspotential eröffnen demgegenüber die genauen Vergleichsanalysen der anderen Skulpturen, die in Kirchen oder Museen aufbewahrt werden. Im Einzelnen handelt es sich um Werke an den folgenden Orten:

Christus im Garten Gethsemane,  
um 1390, Schlossmuseum  
Marienburg, MZM/Rz/19.t





Steinprobenentnahme zur petrographischen Untersuchung von der Pietà aus der Danziger Marienkirche



Steinprobenentnahme zur petrographischen Untersuchung von der Krakauer Pietà



3D-Scannen der sogenannten Großen Pietà aus der Danziger Marienkirche durch Karol Tredor vom Nationalen Maritimen Museum in Danzig

- in Thorn die Büste des Mose von der Konsole der *Schönen Madonna*, das Relief der *Himmelfahrt Maria Magdalena* und der *Vir Dolorum* (Schmerzensmann);
- in Danzig die *Pietà* und die *Madonna mit dem Jesuskind* (in der Marienkirche) sowie eine weitere *Pietà* und zwei Heilige aus dem so genannten „Traueraltar“ sowie die ursprünglich als Patronatsfigur im nicht mehr bestehenden Elisabeth-Hospital beheimatete *Heilige Elisabeth* (im Nationalmuseum);
- in Neumark die *Pietà*;
- in Berent die *Pietà*;
- in Pelplin (im Diözesan-Museum) die *Heilige Barbara*;
- in Marienburg die *Heilige Elisabeth* (in der Johannis-Kirche) sowie die bereits genannte Skulptur *Christus im Garten Gethsemane* (im Schlossmuseum).

Zu dieser Gruppe zählt zuweilen auch noch die kleine *Pietà* aus der Kirche der Heiligen Barbara in Krakau, weil sie in der älteren Literatur als Import aus Preußen betrachtet worden ist.

Das Hauptziel des Forscherteams war es, die Hypothesen über die Herkunft der erhaltenen Kunstwerke möglichst zu verifizieren, die Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen, zu entdecken und das gesamte Corpus in den europäischen Kontext einzubetten. Die Basis der Untersuchungen bildete die genaue Erkundung aller Materialien, vor allem durch breite petrographische Analysen, die sich auch auf Verfahren der SEM (*Scanning electron microscopy*) und XRD (*X-Ray diffraction*) stützten. Sämtliche Proben ließen sich somit aufgrund identischer methodischer Verfahrenswesen nach allen Parametern vergleichend analysieren, so dass sich schließlich ein kohärentes Gesamtbild ergab. Dort wurden auch noch diejenigen Ergebnisse integriert, die bereits bei früheren petrographischen Untersuchungen erbracht worden waren: Ende der 1990er Jahre war die *Pietà* von Neumark und im Jahre 2012 (wie schon erwähnt) die Skulptur *Christus im Garten Gethsemane* sowie die *Heilige Elisabeth* aus Marienburg und die *Heilige Barbara* aus Pelplin eingehend betrachtet worden.

In der Zeit vom Dezember 2018 bis zum Mai 2019 wurden aus allen Forschungsobjekten Steinproben entnommen und zur Analyse dem geologischen Institut der Breslauer Universität zugeleitet. Zudem wurde jedes der Kunstwerke sehr genau in Augenschein genommen, photographisch dokumentiert und stilkritisch untersucht. Zusätzlich konnten durch Verfahren des 3D-Scanning von einigen Stücken digitale dreidimensionale Aufnahmen angefertigt werden. Außerdem wurden zwei Skulpturen – die *Pietà*



*Pietà* aus der St. Thomas-Kirche in Neumark nach den von Jolanta Ratuszna ausgeführten Konservierungsarbeiten im Marienburger Schlossmuseum

aus der St. Thomas-Kirche in Neumark und die *Heilige Elisabeth* aus dem Nationalmuseum Danzig – konservatorisch behandelt: Nachdem mehrere Schmutz- und Farbschichten gelöst und entfernt worden waren, ließen sich die Kunstwerke in neuer Weise wahrnehmen und vermochten nun ihren hohen ästhetischen Wert uneingeschränkt zu offenbaren.

Bei diesen Untersuchungen konnten aus den Malschichten auch Proben gewonnen werden, die im interkollegialen Institut für Konservierung und Restauration der Warschauer Kunstakademie mit verschiedenen Methoden stratigraphisch analysiert wurden und Einsichten in die Arten von Bindemitteln und Malpigmenten eröffneten. Diese Ergebnisse wiederum vertieften den bisherigen Kenntnisstand über die Kunst und Technik der Bemalung von Steinskulpturen um 1400 und weiteten den Forschungshorizont, weil der vergleichende Blick nun auch auf Werke fiel, die in Deutschland und Tschechien aufbewahrt werden. Nicht zuletzt dieses Beispiel belegt, dass es bei den Arbeiten keineswegs nur um Phänomene in Preußenland gegangen

ist, sondern auch um die Herstellungs- und Verfahrensweisen der Werkstätten in Böhmen – sowie um die systematische Erweiterung der einschlägigen europäischen Datenbank, in der Informationen über derartige technologisch gestützte Analysen seit Jahren zusammengetragen werden.

**Die Ausstellung**

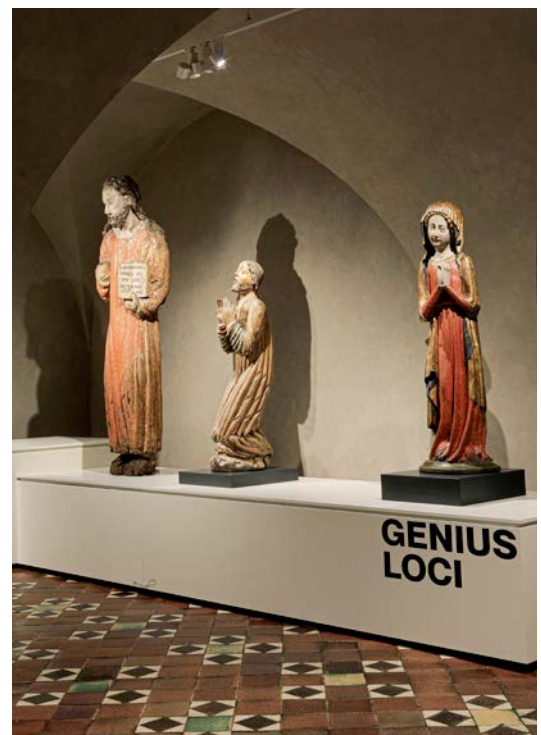
Im engen Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt entstand das Konzept der Ausstellung, in der die untersuchten Werke gegen Ende des Jahres 2020 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Der Titel *Bilde von Prage* ist von einer Bemerkung aus dem – in den Jahren 1399 bis 1409 geführten – *Marienburger Tresslerbuch* abgeleitet, in der (im Jahre 1400) ein nicht spezifiziertes „Bild aus Prag“ erwähnt wird. Dies ist innerhalb des Ordensterritoriums das einzige schriftlich überlieferte Zeugnis über einen Kunst-Import aus Böhmen. Neben der Vorstellung der im Zentrum des Projekts stehenden Skulpturen, die auf eine böhmische Provenienz schließen lassen, zielt die Ausstellung darauf ab, auch den Kontext der lokalen künstlerischen Produktion am Ende des 14. sowie am Anfang des 15. Jahrhunderts zu erhellen.

Von den 15 detailliert erforschten Kalksteinskulpturen werden neun gezeigt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei nicht nur die künstlerisch überragende Figur *Christus im Garten Gethsemane*, sondern zweifelsohne auch die *Pietà* aus Neumark, die aufgrund der konservatorischen Bemühungen quasi neu entdeckt werden kann. Zudem ist es nun erstmalig möglich, die Danziger Skulpturen der *Pietà* und der beiden Heiligen jeweils für sich – unabhängig vom Traueraltar, in den sie sonst integriert sind – zu betrachten und unmittelbar mit anderen Kunstwerken derselben Ikonographie zu vergleichen. Eine eigens zu akzentuierende Attraktion der Schau bietet schließlich auch der Thorner *Vir Dolorum*, der aufgrund der Material-Untersuchungen als Werk böhmischer Herkunft identifiziert werden konnte und innerhalb dieses Umfelds nun eines der frühesten bekannten Beispiele eines „Schmerzensmanns“ bildet.

Der Erhellung des lokalen Kontextes dient ein erster Teil der Ausstellung, der unter dem Untertitel *Genius loci* steht. Hier werden Werke der Holzschnitzkunst präsentiert, die seit dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts entstanden und in dieser Zeit das künstlerische Panorama des Ordenslandes dominierten. Dazu gehören Groß-Skulpturen aus den Kulmer Werkstätten (*Christus als Lehrer*, *Jesus im Garten Gethsemane*, *Mater Dolorosa*), die formal in ihrer Linienführung und plastischen Gestaltung noch nicht gänzlich ausgereift erscheinen, oder die ausdrucksstarken *Pietà*-Darstellungen aus Königlich Kiewo (Kijewo Królewskie), Kr. Kulm, und Klein Laszewo (Świerczynki), Kr. Thorn, nicht anders als die *Madonna* aus Peterswalde (Pietrzwałd), Kr. Osterrode, die *Heilige Barbara* aus Strasburg, die seit den 1370er Jahren für das künstlerische Schaffen im Preußenland eine exemplarische Bedeutung gewonnen hat, oder Skulpturen aus Christburg, die Einflüsse der norddeutschen Kunst zu erkennen geben. Einige



Übersicht über die Ausstellung *Bilde von Prage* im Schlossmuseum in Marienburg



Skulpturen aus den Kulmer Werkstätten, Ende des 14. Jahrhunderts (v. l. n. r.): Christus als Lehrer, Jesus im Garten Gethsemane, Mater Dolorosa

FOTOS: LECH OKONSKI

dieser Werke haben jetzt zum ersten Male überhaupt ihren ursprünglichen Standort verlassen.

Ebenso wie das Umfeld der frühen Phase haben auch die Zeugnisse der späteren Entwicklung, die regionale Wirkungsgeschichte des „Schönen Stils“, Berücksichtigung gefunden. Unter dem Thema *Nachwirkungen* bietet ein weiterer Abschnitt der Ausstellung repräsentative Beispiele für die Umsetzung von künstlerischen Modellen der Steinbildhauerei durch die Bildschnitzer, die sich von den Vorlagen anregen ließen und sie in gewisser Weise seriell weiterverarbeiteten. Dabei erreichen die einzelnen Realisationen qualitativ ein durchaus unterschiedliches Niveau. Dies bemaß sich teils an der Leistungsfähigkeit der jeweiligen Werkstatt, teils aber auch an dem Versuch, die neuen Kunst- und Stilmittel an den Erwartungshorizont der einfacheren, un-



*Pietà-Gruppen aus Königlich Kiewo, Kr. Kulm (l.), und Klein Laszewo, Kr. Thorn (r.)*

gebildeten Betrachter anzupassen. Beim Weg, den der international anerkannte böhmische Stil in die Städte und Gemeinden des Ordensterritoriums zurücklegte, ergaben sich nahezu zwangsläufig Standardisierungen und Verflachungen oder eine manieristisch anmutende Überbetonung einzelner Elemente. Häufig gewinnt das Antlitz der Figuren keine individuelle Ausdruckskraft mehr, oder die Gesichter wirken wie diejenigen von Marionetten: Die Bildschnitzer stellen die Züge übertrieben dar, um auf diese Weise noch den Eindruck einer expressiven Mimik hervorzurufen.

Den Schlusspunkt der Ausstellung setzt der Torso der monumentalen Skulptur *Madonna mit Jesuskind* aus der St. Anna-Kapelle beim Hl. Geist-Hospital in Frauenburg, die jetzt im dortigen NIKOLAUS-KOPERNIKUS-MUSEUM steht. Dieses Kunstwerk, die Schwesterskulptur der *Schönen Madonna* aus der Danziger Marienkirche, folgt Stilprinzipien, die auf einen stärker französisch-flämischen Einfluss hindeuten. Dadurch vermag sie zu veranschaulichen, dass der böhmische „Schöne Stil“ ungeachtet seiner großen Bedeutung dem Ordensland keineswegs den alleinigen – und oftmals auch nicht den vorherrschenden – künstlerischen Impuls gegeben hat. Die Frauenburger *Madonna* belegt stattdessen die Offenheit und Aufnahmebereitschaft des unteren Weichsellandes gegenüber allen Einflüssen der west- und mitteleuropäischen Kunst am Anfang des 15. Jahrhunderts.

\* \* \*



*Beispiele für die Rezeption böhmischer Vorlagen in der lokalen Kunst (v. l. n. r.): Holz-Pietà-Gruppen aus Danzig (Nikolaikirche des dortigen Dominikanerordens), Bärenbruch (Niedzwiedź), Kr. Allenstein, und Locken (Obozin), Kr. Pr. Stargard (beide Diözesanmuseum Pelplin)*



*Beispiele für die Rezeption böhmischer Kunst in Preußen (v. l. n. r.): Holzfiguren der Madonna und Kind aus Wossitz (Osice), Gem. Zugdam (Nationalmuseum Danzig), und Kalkstein (Wapnik), Gem. Arnsdorf (Museum der Erzdiözese Ermland in Allenstein), sowie der Heiligen Elisabeth (Wawel-Burg Krakau)*



*Torso der monumentalen Skulptur Madonna mit Jesuskind aus der St.-Anna-Kapelle beim Hl. Geist-Hospital in Frauenburg*

Die Ergebnisse des Forschungsprojekts zum „Schönen Stil“ werden im Herbst des laufenden Jahres veröffentlicht und dadurch der Fachwelt zugänglich gemacht. Zur Ausstellung *Bilde von Prage* haben die Kuratorin, Prof. Monika Jakubek-Raczkowska (von der NIKOLAUS-KOPERNIKUS-UNIVERSITÄT in Thorn), sowie die Autorin des vorliegenden Beitrags (SCHLOSSMUSEUM MARIENBURG) zudem einen wissenschaftlichen Katalog erstellt.



**Der Katalog zur Ausstellung**  
*Bilde von Prage* trägt die ISBN 978-83-958986-0-0 und ist im Schlossmuseum Marienburg zum Preis von 95,00 zł. erhältlich.



# einladung zu virtuellen sonderausstellungen ... im unteren weichselland

## DANZIG

Da sich 2021 die Gründung des Danziger Städtischen Museums zum 100. Male jährt, veranstaltet dessen Nachfolger, das Danziger Nationalmuseum, eine Ausstellung von Werken deutscher Künstler, die an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert der Moderne – insbesondere dem Expressionismus – zugehörten. Deshalb sind in der Ausstellung *Nowa wrażliwość. Sztuka niemiecka przełomu XIX i XX wieku ze zbiorów dawnego Muzeum Miejskiego w Gdańsku* [Neue Sensibilität. Deutsche Kunst um die Jahrhundertwende aus den Sammlungen des ehemaligen Städtischen Museums in Danzig] Künstler wie Ernst Barlach, Lovis Corinth, Georg Kolbe, Max Slevogt, Max Beckmann und Emil Nolde zu sehen. Zugleich gewährt die Ausstellung die Sicht auf eine breite Palette an Kunstmitteln und Darstellungsweisen: vom Ölgemälde, der Zeichnung oder Radierung bis zur Skulptur und zum kunstgewerblichen Schaffen. Neben Bildern von Max Liebermann oder Paul Klee stehen Tierplastiken von Renée Sintenis, glasierte Schalen der Töpferin Auguste Papen-



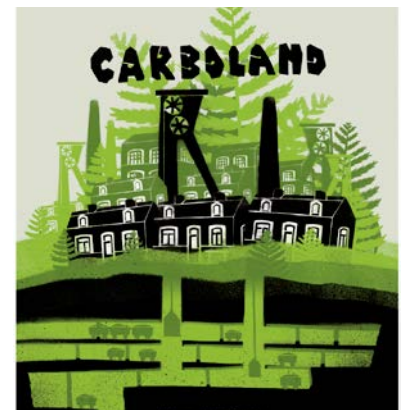
dieck oder Porzellan-Versionen von Figuren Ernst Barlachs. Die meisten dieser Werke waren vom früheren Städtischen Museum erworben worden, und oftmals bedurfte es großer Geschicklichkeit der Direktoren, diese vermeintlich „entartete Kunst“ vor dem Zugriff der nationalsozialistischen Ideologen zu schützen. – Da die Ausstellung wegen der corona-bedingten Einschränkungen nicht regelrecht eröffnet werden konnte und bis in den Februar hinein nicht

zugänglich war, wurde sie in Form eines virtuellen Rundgangs online zugänglich gemacht: → [skanowanie.xyz/mng\\_nowa\\_wrazliwosc](https://skanowanie.xyz/mng_nowa_wrazliwosc). Zudem ist eine separate Homepage ins Netz gestellt worden, auf der einige ausgewählte Ausstellungsstücke in hoher Auflösung zu betrachten sind: → [nowawrazliwosc.pl](https://nowawrazliwosc.pl). Im Nationalmuseum selbst soll die Ausstellung nach dem jetzigen Stand der Zugangsregelungen bis Ende Mai gezeigt werden.

## GDINGEN

Bis Ende Mai ist die Laufzeit der Sonderausstellung *Carboland. Historia emigracji Polaków do pracy w kopalniach węgla we Francji i Belgii w latach 1919–1939* [Das Carbon-Land. Geschichte der polnischen Auswanderung in die Kohlebergwerke in Frankreich und Belgien 1919–1939] im Auswanderermuseum verlängert worden. Dort werden über 350 Exponate gezeigt – Fotoaufnahmen, Urkunden und Gebrauchsgegenstände –, die das Leben der polnischen Bergarbeiterfamilien in Nordfrankreich und im Osten Belgiens veranschaulichen. Zudem bietet die Ausstellung audio-

visuelle Quellen wie Interviews mit den Nachfahren der Emigranten oder eine französische Reportage über die Ausweisung der polnischen Bergleute nach den Unruhen in der Grube Escarpelle in Leforest im Jahre 1934. Nicht zuletzt können die Besucher einen Blick in die Innenräume eines sorgsam wiederhergestellten Häuschens werfen, in dem polnische Bergarbeiterfamilien gelebt haben. Aufgrund der unberechenbaren Entwicklung der Corona-Regelungen hat das Museum einen virtuellen Rundgang konzipiert, bei dem jedes einzelne Ausstellungsstück mit polnischen und englischen Erläuterungen versehen ist: → [wnetrza3d.pl/realizacje/muzeum-emigracji/carboland-3999](https://wnetrza3d.pl/realizacje/muzeum-emigracji/carboland-3999)



## ... im deutschen sprachraum

## DETMOLD

Seit Ende Januar sind die Tafeln der Ausstellung *Das deutsche Wolgagebiet. Eine unvollendete Fotogeschichte* fertig gehängt, und das Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte wartet nun darauf, dass die Besucher sie auch tatsächlich betrachten können. Die Bilddokumentation spiegelt die Geschichte der Wolgarepublik (1918–1941) wider: die Zeit der Gründung, den wirtschaftlichen Aufbau und die kulturelle Blüte sowie das Alltagsleben, aber auch die Auswirkungen des stalinistischen Terrors in der deutsch geprägten multiethnischen Region an der unteren Wolga. Zunächst wird zumindest eine digitale Präsen-

tion angeboten, in der die Initiatorin der Ausstellung, Dr. Olga Martens, im Gespräch mit dem Kulturreferenten für Russlanddeutsche, Edwin Warkentin, über die Motivation und die Kontexte der Entstehung, die Recherche in russischen Archiven sowie über die bisherige Resonanz auf die Ausstellung in Deutschland und der Russischen Förderung berichtet. Die Ausstellung ist ein Projekt der MOSKAUER DEUTSCHEN ZEITUNG und des INTERNATIONALEN VERBANDES DER DEUTSCHEN KULTUR (RUSSLAND) und war zum 100. Gründungstag des deutschen Wolgagebietes konzipiert worden. Die gut halbstündige Aufnahme ist hier zu finden:

→ [youtube.com/watch?v=KSyCyb3nIgo](https://youtube.com/watch?v=KSyCyb3nIgo)

## KÖLN

Elisabeth von Österreich-Ungarn, genannt Sisi, sammelte in den 1860er-Jahren Fotografien, die sie zeitlebens privat hielt. Heute verwahrt das Museum Ludwig achtzehn ihrer Alben mit circa 2.000 Fotografien. Am bekanntesten sind ihre sogenannten *Schönheiten-Alben*: „Ich lege mir ein Schönheiten-Album an und sammle nun Photographien, nur weibliche dazu. Was Du für hübsche Gesichter auftreiben kannst beim Angerer und anderen Photographen, bitte ich Dich, mir zu schi-



cken“, schrieb sie ihrem Schwager Erzherzog Ludwig Viktor 1862 aus Venedig. In der Ausstellung werden die Zusammenhänge zwischen Sisis geradezu obsessivem Sammeln von Frauenporträts und dem Bild, das sie von sich entwirft, verdeutlicht. Bald nachdem das Museum Ludwig Ende Oktober die Ausstellung *Sisi privat. Die Fotoalben der Kaiserin* eröffnet hatte, wurde das Museum geschlossen. Eine Betrachtung der Exponate ist trotzdem möglich, weil Dr. Miriam Szwast, die Kuratorin der Fotografien-Sammlung, Interessenten virtuell durch die Fotopräsentation führt:

→ [museenkoeln.de/portal/Digitale-Angebote\\_Erwachsene](https://museenkoeln.de/portal/Digitale-Angebote_Erwachsene)

# GETRENNTE GESCHICHTE – GEMEINSAME ERINNERUNG?

## *Eine aktuelle Studie erschließt das Spannungsverhältnis zwischen der Flucht und Vertreibung der Deutschen und der europäischen Erinnerungskultur*

Von Manfred Kittel

**F**lucht und Vertreibung der Deutschen aus ihren alten Staats- und Siedlungsgebieten im Osten um 1945 sind in den davon am stärksten geprägten Ländern Polen, Tschechien und Deutschland nach der großen europäischen Revolution von 1989/90 immer wieder zum gesellschaftlichen Konfliktthema geworden. Kristallisationspunkte dieser Debatten waren als „Leitmedien der Erinnerungskultur“ regionale und nationale Museumsprojekte zur deutsch-böhmischen und schlesischen Geschichte im tschechischen Aussig (Ústí nad Labem) bzw. in München, im polnischen Kattowitz (Katowice) bzw. in Görlitz und vor allem auch die zumindest in ihrer Entstehung antipodisch zu verstehenden Pläne für ein Berliner Dokumentationszentrum zu „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ – mit ihrer polnischen Reaktion in Gestalt eines Museums des Zweiten Weltkrieges in Danzig.

Als Indikator für die hohe Temperatur der Konflikte kann der personelle Verschleiß gelten, der in diesen Erinnerungskulturbetrieben habituell erfolgt. Bis zur Eröffnung brauchte es – rechnet man Interimslösungen und zwar berufene, aber dann noch vor Amtsantritt doch wieder erfolgreich vergraute Persönlichkeiten mit ein – mindestens zwei, in der Spitze (nicht nur in Berlin) gleich bis zu vier Gründungsbeauftragte bzw. -direktoren. Die einzige Ausnahme von dieser Regel bildete mit dem Görlitzer Museum nicht ganz zufällig jenes Projekt, das am frühesten, in den noch stark von der ersten Versöhnungseuphorie nach 1989/90 geprägten Jahren, auf den Weg gebracht worden war (Eröffnung bereits 2006) und wo zudem von Anfang an klare Machtverhältnisse in den Gremien herrschten. Ein Sonderweg wurde dagegen bei einem siebten Museum beschritten, das Vincent Regente in seiner unlängst erschienenen Monographie *Flucht und Vertreibung in europäischen Museen* eher in etwas kursorischer Form noch mit in den Blick nimmt: dem Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel, in dessen riesigem Themenspektrum die Historie der Vertreibung naturgemäß nur einen kleinen, aber gleichwohl wichtigen Raum einnimmt. Hier lag die Hauptverantwortung lange bei dem in Brüssel quasi nur nebenamtlich agierenden und insofern nur bedingt angreifbaren Präsidenten des altbewährten Bonner Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, dem für alle Fälle ein polnischer Professor als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats attachiert war.

### **Das Beharrungsvermögen tradierter Stereotypen**

Die Studie Regentes wird von der Frage geleitet, weshalb die Darstellung der Ostvertriebenen als Opfer des Zweiten Weltkrieges in der Erinnerungskultur des vereinten Europas auch nach Jahren der Ver-

ständigungspolitik nach wie vor so umstritten ist und welche diskursiven Entwicklungen hierbei zu Veränderungen führten. Antworten auf diese Fragen sucht Regente sowohl in den innergesellschaftlichen als auch in den zwischenstaatlichen und EU-weiten Diskursen der Untersuchungs-länder Polen, Tschechien und Deutschland. Der aus arbeitsökonomischen Gründen auf die drei vom Thema hauptbetroffenen Staaten gerichtete Fokus ist nachvollziehbar, wenngleich das Weglassen Österreichs nicht nur wegen der Rolle Wiens beim Streit um die Beneš-Dekrete in den frühen 2000er Jahren etwas bedauerlich ist und Seitenblicke vor allem nach Ungarn oder in die Slowakei natürlich ebenfalls noch von Interesse gewesen wären. Auch der Aufbau der Arbeit hat (nach einigen dissertations-typischen Felgaufschwüngen theoretisch-methodischer Art) seine Plausibilität: Zunächst werden Flucht und Vertreibung als historisches Ereignis differenziert rekapituliert, bevor die Diskurse dazu in der Zeit des Ost-West-Gegensatzes bis 1989/90 und danach in den Blick genommen werden. Erst auf diesem breiten, das halbe Buch beanspruchenden Fundament folgt dann eine Untersuchung von Geschichte, Konzeption und Rezeption der sieben, teilweise bis heute noch nicht eröffneten Museen.

Dabei macht sich bezahlt, dass der Verfasser für die Arbeit eigens nicht nur Polnisch, sondern auch Tschechisch gelernt und den Anspruch hat, das Thema nicht nur aus einer rein binnendeutschen Perspektive zu betrachten: Unsere östlichen Nachbarländer, so moniert er zu Recht, würden in der Bundesrepublik oft als „unterkomplexe Einheiten“ (S. 524) behandelt, auf deren – aber gar nicht näher verstandene – Empfindlichkeiten pauschal Rücksicht zu nehmen sei. Auf seiner trinationalen Quellengrundlage kommt Regente zu dem Ergebnis, dass geschichtspolitische Dissense oft auf einer selektiven Thematisierung einzelner Phasen umstrittener historischer Ereignisse und ihrer unterschiedlichen Kontextualisierung beruhen. Die Auseinandersetzungen um Flucht und Vertreibung hätten sich zwar mehrfach in einem gemeinsamen Diskursraum vereint, wären aber nur selten in Dialog oder Trialog gemündet. Selbst zwischen Tschechien und Polen habe es nur bedingt gemeinsame Positionen (etwa auch zum Berliner Museumsprojekt) gegeben – Prag hielt sich sichtlich zurück –, und die selbstkritischen Debatten zum Vertreibungsthema in den östlichen Nachbarländern während der 1990er Jahre seien in der Bundesrepublik kaum registriert worden. Letztlich wären in allen Ländern nationale Perspektiven und ältere Meistererzählungen in Kraft geblieben.

### **Deutsche Missinterpretationen und polnische Verkürzungen**

Regentes Studie dürfte für deutschsprachige Interessenten schon deshalb aufschlussreich sein, weil sie viele Einzelfragen durch intensive Spiegelung in polnischen und tschechischen Diskursen um hiezulande oft weniger bekannte Aspekte vertieft – nicht nur dort, wo es sich um die Museumsprojekte selbst handelt, sondern auch bei deren umfangreicher Voraussetzungsgeschichte seit 1945. Hier geht es etwa auch um das in Deutschland seit der EKD-Ostdenkschrift 1965 epidemisch gewordene Fehlurteil, die Westverschiebung Polens sei doch vor allem eine Entschädigung für den Verlust der Ostgebiete der polnischen Zwischenkriegsrepublik, der sogenannten „kresy“, gewesen, was im Blick auf die gut viermal größere Zahl der Deutschen in den preußischen Ostgebieten ziemlich abwegig ist. Regente verweist zudem darauf, dass die schräge Kompensationstheorie zu kommunistischer Zeit in Warschau offiziell gar nicht verwendet wurde, um das Bündnis mit der Sowjetunion, dem eigentlichen Hauptprofiteur der Grenzverschiebungen, nicht zu diskreditieren.



FOTO: JROEPSTORFF VIA WIKIMEDIA CC 4.0

### Das Museum des Zweiten Weltkrieges (Muzeum II Wojny Światowej) in Danzig

Die zähe kommunistische und leider zugleich nationalkatholische These von den urpolnischen Oder / Neiße-Gebieten sieht Regente ebenfalls kritisch: Die mittelalterliche dynastische Herrschaft der Piasten in Schlesien etwa über damals dünn besiedelte Gebiete dürfe nicht mit den Verhältnissen eines modernen Territorialstaates später verwechselt werden. Das Narrativ blende obendrein aus, dass die schlesischen Herzogtümer auf friedlichem Wege in den deutschen Kulturkreis übergegangen seien. Der nach 1945 mit außergewöhnlicher Ausdauer über viele Jahrzehnte propagierte Mythos von den wiedergewonnenen Gebieten im Westen habe aber dennoch „offenkundig die Bevölkerung erreicht“ (S. 179) und zu einer teilweise bis heute anhaltenden Akzeptanz dieses Deutungsmusters beigetragen. 1981 diente es dem Jaruzelski-Regime im Kampf gegen die angeblich vom Westen korrumpierte Solidarność-Bewegung, indem man sich einredete, „revanchistische“ Kräfte in der Bundesrepublik wollten den drohenden Staatsbankrott Polens zum Rückkauf der Oder / Neiße-Gebiete nutzen. Volkspolnische Solidarność-Gegner brachten in diesem Kontext sogar – allerdings vergeblich – Bilder von Adenauer im Mantel des Deutschen Ordens, US-Präsident Reagan als Cowboy und einem weiteren historischen Ritter in Umlauf, um vor einem „dritte[n] Kreuzzug nach Polen“ zu warnen (S. 175).

### Der tschechische Vertreibungsdiskurs

Der Vergleich dieser polnischen Vertreibungsdiskurse mit den tschechischen bzw. tschechoslowakischen ist besonders aufschlussreich. Zwar stieß der „Abschub“ der Deutschen auch in der Bevölkerung der ČSSR auf breite Zustimmung, doch lagen die Verhältnisse nicht nur wegen der vergleichsweise schwachen Rolle der katholischen Kirche und der ungleich größeren Akzeptanz der Kommunistischen Partei – gerade in den „ethnisch gesäuberten“ Sudetengebieten – ganz anders. Hinzu kam noch, dass die Prager Beziehungen zu Russland auch wegen der sowjetischen Politik in der Zeit des Münchner Abkommens 1938 oder wegen des „Fehlens“ eines tschechischen Katyn traditionell deutlich besser waren. Überhaupt war das Thema Vertreibung in den böhmischen Ländern, wo letztlich in einer speziellen Art von Bürgerkrieg zwei Drittel der Bevölkerung eines Landes das andere, sehr eng verwandte Drittel kollektiv vertrieben hatten, für das nationale Selbstverständnis ungleich wichtiger als in Polen, dem 1945 zum größten Teil fremde Staats- und Siedlungsgebiete – faktisch doch als Entschädigung für die unbeschreiblichen Verwüstungen des Landes durch die NS-Besatzung – einverleibt worden waren.

Eine relativ starke, kaum gewendete orthodoxe kommunistische Partei gehörte vor diesem Hintergrund nach 1989/90 zu den Spezialitäten des Vertreibungsdiskurses in Tschechien. Die Wirkungen dieses Sachverhalts auf den äußerst mühsamen deutsch-tschechischen Dialog hätten in Regentes Studie vielleicht noch klarer herausgearbeitet werden können. Sicher ist es schade, dass Václav Havels große frühe Versöhnungsgesten bei führenden Sudetendeutschen nicht auf fruchtbareren Boden fielen. Für ein Gesamturteil sollte man aber auch dazu sagen, dass etwa der tschechoslowakische Ministerpräsident Marian Čalfa, mit dem sich der Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft (SL) Anfang der 1990er vergeblich „durch dreihundert Jahre deutsch-tschechische Geschichte kämpfte“ (S. 246), ein langjähriger KP-Funktionär war, der seine Partei erst kurz zuvor verlassen hatte. Unklar bleibt an dieser Stelle auch, weshalb es „wenig hilfreich“ (S. 256) gewesen sein soll, dass die SL nicht bereit war, ihre bisherige Kernargumentation „gegenüber der ersten tschechoslowakischen Republik“ aufzugeben. Denn hätte es die letztlich auf Assimilierung abzielende, im Kern falsche Nationalitätenpolitik Prags in den Sudetengebieten nicht gegeben, könnte man sich die ganze Henlein-Bewegung mitsamt der Anschluss-Begeisterung von 1938 doch allenfalls mit einer puren Lust an der NS-Ideologie selbst erklären; und die spätere Vertreibung der Deutschen würde dann – aber nur dann – tatsächlich wie eine gerechte Strafe aussehen.

### Museumsprojekte auf schwankendem Boden

Die auch nach 1990 kompliziert bleibenden Vertreibungsdiskurse in den Gesellschaften Mitteleuropas spitzten sich in den 2000er Jahren noch zu, als Tschechien nicht einmal auf dem Weg zum EU-Beitritt den krass menschenrechtswidrigen Teil der Beneš-Dekrete aufheben wollte, der die Vertreibung der Deutschen mit einem scheinlegalen Mäntelchen umhüllt hatte. In Polen wurden parallel dazu die Aktivitäten einer neuen, in teils sehr zweifelhaftem Duktus auf das Eigentumsrecht pochenden „Preußischen Treuhänder“ in der Bundesrepublik, so winzig diese war, groß instrumentalisiert, um das ganz andere, vom Bund der Vertriebenen verfolgte Anliegen eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ in Berlin zu verhindern. So war die politische Großwetterlage, in der die Museumsprojekte dieser Jahre auf den Weg gebracht wurden, das Danziger 2008, das Berliner ein Jahr später kraft eines überdehnten Kompromisses der schwarz-roten Koalition zur Gründung einer „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“, erheblich angespannt.

Regente arbeitet heraus, wie die in diesem Reizklima erfolgenden Direktorenwechsel oft auch mit neuen inhaltlichen Weichenstellungen verbunden waren. Erstaunlich, dass sich dies trotz der Spannungen im



Vincent Regente

**FLUCHT UND VERTREIBUNG  
IN EUROPÄISCHEN MUSEEN**  
Deutsche, polnische  
und tschechische  
Perspektiven im Vergleich

Bielefeld: transcript, 2020  
650 S., € 60,-  
ISBN 978-3-8376-5169-0



Das 1926 bis 1931 errichtete Deutschlandhaus in der Stresemannstraße 90, Ecke Anhalter Straße (rechts), in Berlin-Kreuzberg – Sitz der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“

deutsch-tschechischen Vertreibungsdiskurs bei den Projekten in Aussig und München zumindest für die Öffentlichkeit am wenigsten erschloss, auch wenn im böhmischen Fall der starke altkommunistische Einfluss in der Region kaum zu übersehen ist. In Danzig dagegen wurde der verdiente Gründungsdirektor erst auf den letzten Metern, praktisch mit der Eröffnung seines Hauses 2017, im Zuge eines klaren kulturpolitischen Rollbacks durch die rechtsnationalistische Regierung in Warschau aus dem Verkehr gezogen. Im Schlesien-Museum in Kattowitz hatte es gleich anfangs eine Diskussion über den Anteil der deutschen Geschichte im Haus gegeben. Die Ausstellungsmacher planten, diesen auch seiner wirklichen Bedeutung entsprechend breit darzustellen – und mit dem Kapitel der Industrialisierung zu beginnen. Der polnischen Rechten aber war das denn doch „zu deutsch“; und nach dem erzwungenen Rücktritt des Gründungsdirektors 2013 wurde die Konzeption geändert und stattdessen mit dem piastischen Schlesien begonnen.

Züge einer Realsatire trug es, dass, wie Regente schildert, nicht nur der Direktor eines polnischen Regionalmuseums wegen angeblich zu großer Deutschfreundlichkeit aus dem Amt gedrängt wurde, sondern dass dieser „Vorwurf“ 2014 auch in Deutschland selbst (!) gegen den damaligen Direktor der Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, den Autor dieses Beitrags, erhoben wurde. Nach seinem Amtsverzicht, so jubelte nicht nur eine Berliner Lokalzeitung, sei endlich die „Fixierung aufs Deutsche“ überwunden worden, wo sich die Vertriebenenverbände doch ohnehin „schlicht überlebt“ hätten (S. 404). Ein neues Konzept nahm laut Regente gegenüber den früheren Ausstellungsplänen „verstärkt die kurze Linie“, also eine Verortung der Vertreibungsursachen „im Kontext des Zweiten Weltkrieges“ vor (S. 402), während die längeren Linien – etwa Pläne politisch relevanter Gruppen in Polen und der ČSR auch schon vor 1933/39, die Zahl der Deutschen zu reduzieren – in den Hintergrund getreten seien. Dies habe aber sowohl „den von linksliberaler Seite“ (S. 409) in der Bundesrepublik stets erhobenen Forderungen wie auch national-polnischen und tschechischen Positionen entsprochen.

Die Hintergründe der seinerzeitigen Personalintrigen hätte man mit analytischem Gewinn auch noch etwas näher beleuchten können; denn etwa im Politikteil der *FAZ* oder noch ausführlicher in der von Regente anderweitig gut berücksichtigten *Sudetendeutschen Zeitung* war ja bereits damals öffentlich klargestellt worden, dass die auf eine Wechselausstellung der Berliner Stiftung bezogenen Vorwürfe, die vertriebenen Deutschen als die „einzigen Opfer des Krieges“ gezeichnet zu haben (*Gazeta*

*Wyborcza*), objektiv der Wahrheit widersprachen. Nur wurden sie auch im linken Medienmahlstrom der Bundesrepublik solange hin und her gespült, bis auf politischer Seite die üblichen Reflexe erfolgten.

### Ideologische Asymmetrien

Der (erinnerungs-)kulturellen Hegemonie der Linken in der Bundesrepublik seit 1968, auf die Regente in diesen Passagen implizit Bezug nimmt, scheint auch eine spezielle literarische Usance seiner Dissertation Rechnung zu tragen: nämlich Äußerungen von Historikern v.a. der Zeit- und der Osteuropäischen Geschichte, die politisch heute – ähnlich der Journalistenklasse – zu etwa 80% rot-rot-grün zu verorten sind, nicht näher zu klassifizieren, bei „konservativen“ oder gar als „national-konservativ“ geltenden Geschichtswissenschaftlern diese Eigenschaft dem Leser hingegen explizit mitzuteilen. Gewiss würde es etwas langweilig, die Klassifizierungsprozedur bei der großen, unterschiedlich ausgeprägten linken Mehrheit jedes Mal in gleicher Weise zu vollziehen. Doch zumindest in einigen extremen Fällen, etwa bei dem mehrfach zitierten, in den 1950er Jahren tief im K-Bereich verstrickten Kurt Nelhiebel, einem der „antifaschistischen“ Oberkritiker der Vertriebenenverbände, wäre diese Information im Sinne einer „Gleichberechtigung“ sicherlich hilfreich gewesen.

Und zwar umso mehr, als Regente viel zu viel über die Geschichte des Themas Vertreibung weiß, um an vielen Stellen – unbeschadet seiner *Maxime, sine ira et studio* schreiben zu wollen – nicht immer wieder diverse Zeitgeist-Klischees aufzuspießen. Die Vertriebenen sieht er trotz der Verstrickung auch vieler Ostdeutscher ins NS-System ausdrücklich als eine wenngleich spezielle „Opfergruppe“ (S. 20). Ihr Anspruch auf Erinnerung sei berechtigt. Und selbst bei den individuell schuldig Gewordenen sei sehr fraglich, ob deren Vertreibung als eine im rechtsstaatlichen Sinne angemessene „Bestrafung“ betrachtet werden dürfe.

Zweifel werden schließlich auch an der modischen These laut, das alte multikonfessionelle und multiethnische Ost-Mitteleuropa könne als Vorbild für die vielbeschworene multikulturelle Gesellschaft der Gegenwart taugen. Denn das vergangene „Modell“ habe auf einer – heute unvorstellbaren – festen Zuordnung gesellschaftlicher Rollen nach Konfession und Ethnie sowie struktureller sozialer Ungleichheit beruht. Besonders verdienstvoll ist aber, dass Regente auch dem skandalösen Buch des polnischen Historikers Jan Piskorski *Die Verjagten* Aufmerksamkeit schenkt, das wohl auch durch seine Veröffentlichung in einem lange sehr renommierten Verlag vor den eigentlich überfälligen Verrissen bewahrt wurde. Regente erinnert hier daran, dass Piskorski, der die Vertreibung als eine historische Notwendigkeit betrachtet, selbst den für Ostdeutsche geschaffenen Internierungslagern, wo ab 1945 Tausende infolge systematischer Gewalt ums Leben kamen, noch etwas Positives abgewinnt, ja sie als „eine Art Refugium“ verklärt, das seinen Insassen „in schweren Zeiten [...] ein Minimum an Sicherheit und Verpflegung“ geboten habe (S. 140).

„Nehmt alles nur in allem“ hat Regente ein in vielerlei Hinsicht ausgesprochen aufschlussreiches Stück „public history“ geschrieben. Es bietet eine gute Grundlage für künftige Historiker, um in 30 Jahren, wenn die Protokolle von Stiftungsgremien und andere interne Unterlagen zugänglich sein werden, die Hintergründe einer noch zwei Generationen nach dem GAU so verstrahlten Erinnerungskultur der Vertreibung aus den Quellen darzustellen.

# WISSENSCHAFTLER WELTUMSEGLER WELTENSAMMLER

Die Stadt Wörlitz mit ihrem Schlossgarten und Südseepavillon ist schon seit 1784 als ein Ort bekannt, an dem auf kleinem Raum die Weite und faszinierende Vielfältigkeit der Welt anschaulich und begreifbar wird (darüber hat DW 1/2019 schon ausführlich berichtet). Somit bildete die Stadt auch im September 2018 den passenden Rahmen für die Tagung *Gesammelte Welten – Johann Reinhold und Georg Forster* der Dessau-Wörlitz-Kommission, der Alexander von Humboldt-Professur für neuzeitliche Schriftkultur und europäischen Wissenstransfer sowie der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz. Ihre Beiträge über die beiden weltoffenen westpreußischen Wissenschaftler im Sammelband *Weltensammeln: Johann Reinhold Forster und Georg Forster* wurden 2020 publiziert.

Die Wissenschaftler Johann Reinhold und dessen Sohn Georg Forster, beide unweit von Danzig in Königlich Preußen, dem nachmaligen Westpreußen, geboren, zogen während Georgs Jugend nach England. Hier gelang es dem nur siebzehnjährigen Georg Forster, in Begleitung seines Vaters als Zeichner und wissenschaftlicher Assistent auf der von James Cook geleiteten zweiten Weltumseglung mitzufahren. Die Forsters (besonders der jüngere) sind heute freilich nicht nur als Kosmopoliten zu betrachten, vielmehr besaßen sie auch ein sehr vielseitiges Wissen: Beide Gelehrte müssen gleichermaßen als Weltreisende, Naturwissenschaftler, Ethnologen, Illustratoren und aufklärerische Philosophen erfasst werden. Die Beiträge des Sammelbandes fokussieren deshalb auch die verschiedenen Facetten der beiden Persönlichkeiten. Entsprechend der Intention der Herausgeber nehmen die unterschiedlichen Beiträge die Wissenschaftler hauptsächlich aus der Perspektive der „Materialitätsgeschichte“ in den Blick: Die jeweiligen Autoren untersuchen, wie konkrete Gegenstände, die durch Austausch oder sogar Gewalt ihren ursprünglichen Ort verlassen haben, etwas über Zeit und Menschen erzählen. Im Fall der Forsters bedeutet dies, dass die Beiträge hauptsächlich die während der Weltreise gesammelten Objekte, ihre Briefe und die von ihnen inspirierten Schauplätze unter die Lupe nehmen.

Den Sammelband zeichnen drei besondere Stärken aus. Zunächst lässt die bereits erwähnte Konkretisierung durch Objekte die bildreichen Beiträge nie rein theoretisch wirken und vermittelt stattdessen dem Leser das Gefühl, die historischen Orte der Forsters oder die heutigen musealen Schauplätze ihrer Sammlungen konkret zu besuchen. Schon zu Beginn des Buches wird der Schwerpunkt der Materialitätsgeschichte deutlich. Zum Beispiel verfolgt Uwe Quilitzsch die Geschichte der Forster-Sammlung im Südseepavillon des Wörlitzer Schlosses: vom ersten Treffen der Forsters mit dem Regenten-Paar von Anhalt-Dessau, das 1784 geschenkte Objekte der Forsters ausstellte, bis zur heutigen Zeit, wo viele der Objekte wieder in einer neu eingerichteten Dauerausstellung des Wörlitzer Schlosses zu finden

sind. Spannend ist auch die Spurensuche von Frank D. Steinheimer, der die Herkunft des in Berlin zu findenden „Ous“ (einer als Präparat bewahrten, inzwischen ausgestorbenen Finkenart) hinterfragt. Mit seinem Beitrag nimmt er den Leser auf eine rätselhafte Entdeckungsreise mit. Anhand von Röntgenaufnahmen und internationalem Archivmaterial gelingt es dem Autor, die Herkunft des Vogelpräparats auf James Cooks dritte Weltumseglung zurückzuführen. Die hier angewandten altmodischen Mumifikationsmethoden hatten die Besatzungsmitglieder auf der zweiten Weltumseglung von Johann Reinhold Forster gelernt.

Sodann arbeiten viele der Autoren fast zwangsläufig interdisziplinär, was nicht nur den vielseitigen Interessen der Forsters entspricht, sondern auch die Aspektvielfalt von deren kulturellem und wissenschaftlichem Erbe hervorhebt. Michael Niedermeier schreibt über die preußischen Landschaftsgärten und die Darstellung von „Paradiesvögeln“, die beispielhaft auf „dekadenten“ Südseetapeten im noch erhaltenen „Otaheitischen Kabinett“ auf der Potsdamer Pfaueninsel zu sehen sind. Der Beitrag erklärt dem Leser, wie es seit der Cook-Forster-Reise in der deutschen und besonders in der preußischen Gesellschaft zu der Faszination für Südseeinseln kam. Dies wird vorbildlich auch am Beispiel von Goethes Übersetzung von Aristophanes' Komödie *Die Vögel* gezeigt, die Goethe aufgrund Georg Forsters exotischer Vogelbilderreihe für ein südseefasziniertes Publikum umwandelte.

Schließlich ist zu akzentuieren, wie intensiv sich die Autoren mit aktuellen Problemstellungen – wie beispielsweise dem Erbe der Kolonialzeit oder der menschlichen Naturempfindung – beschäftigen. Alana Thyng untersucht, wie das Sammeln der Südseeobjekte von Vater und Sohn Forster an den verschiedenen Ursprungsorten vor sich gegangen ist. Sie erklärt durch Briefstellen und die Analyse von künstlerischen Objekten, wie getauschte Maori-Artefakte einen nicht nur für Europäer vorteilhaften Wissenstransfer zwischen den Indigenen und den Reisenden bedeuten konnten. Auch Christian Helmreichs Vergleiche von Georg Forster mit dem jungen Alexander von Humboldt zeigen, dass der ökologische Vorreiter Humboldt nicht nur naturwissenschaftlich, sondern auch literarisch viel von Forster lernte. Nicht zuletzt hier zeigt sich: Ästhetik spielte für die beiden Wissenschaftler und ihr ganzheitliches Naturverständnis und dessen Vermittlung eine nicht zu unterschätzende Rolle.

✉ Isabella Maria Engberg



Elisabeth Décultot,  
Jana Kittelmann, Andrea Thiele  
und Ingo Uhlig (Hg.)

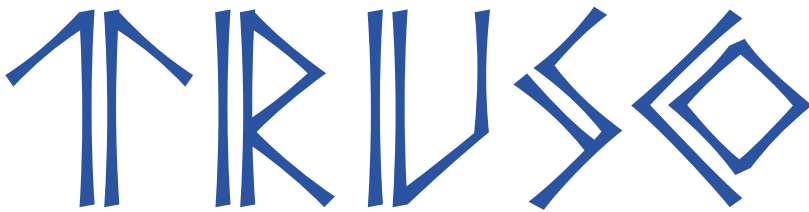
**WELTENSAMMELN.**  
**Johann Reinhold Forster  
und Georg Forster**

Göttingen: Wallstein, 2020  
280 S., € 29,90  
ISBN 978-3-8353-3618-6

Die Siedlung Truso, das sagenumwobene „Atlantis des Nordens“, hat zunächst durch Grabungen in den 1920er Jahren sowie durch systematische archäologische Untersuchungen während der letzten Jahrzehnte viele ihrer Geheimnisse preisgegeben und gewährt nun tiefere Einblicke in die frühe Siedlungsgeschichte des unteren Weichsellandes.

Aus diesem Grunde haben wir einen ausgewiesenen Spezialisten gebeten, unseren Leserinnen und Lesern Aspekte der heutigen Truso-Forschung zu erläutern: Marek F. Jagodziński ist als Archäologe maßgeblich an der Erschließung der Grabungsstätte beteiligt gewesen und hat zudem als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Elbinger Archäologisch-Historischen Museums die dortige Truso-Ausstellung (über die DW 4/2020 ausführlich berichtet hat) kuratiert.

## AUS DER GESCHICHTE VON



Von Marek F. Jagodziński

### Die Siedlung der Wikinger

**D**ASS DER HANDELSPLATZ TRUSO von den Wikingern gegründet worden ist, haben die Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen in reichem Maße bestätigt. Sie sind insbesondere durch die Schriftenreihe des Archäologisch-Historischen Museums in Elbing (die *Studia nad Truso/Truso Studies*), aber auch durch eine umfangreiche Monographie bekanntgemacht worden, in der die gemeinsame deutsch-polnische Erforschung von Truso während der Jahre von 2004 bis 2008 dokumentiert worden ist\*. An dieser Stelle sei eigens darauf hingewiesen, dass der Begriff „Wikinger“ hier in seiner ganz allgemeinen Bedeutung verwendet wird: als Bezeichnung für die Angehörigen der skandinavischen Völker (Dänen, Schweden und Norweger), nicht aber verengt auf die Vorstellung von waghalsigen Seefahrern, die im Mittelalter raubend und brandschatzend die Küstenbewohner des nördlichen Europa überfielen. (Solche Raubzüge wurden übrigens auch von Slawen und Balten unternommen.)

**Eine überlegene Kultur** Wenn von „Langschiffen der Wikinger“ gesprochen wird, können dabei gleichwohl auch mit Recht Raubüberfälle der Schrecken verbreitenden skandinavischen Seeräuber assoziiert werden. Für den christlichen Teil Europas – die angelsächsischen Königreiche in Britannien oder das Karolinger-Reich – waren diese Züge stets eine große militärische Bedrohung, zumal die Angreifer über schnelle Verkehrsmittel sowie eine neuartige Organisation ihrer Mannschaften und eine höchst effektive Militärtaktik verfügten: Diese Kämpfer lassen sich geradezu mit den Angehörigen von Spezialeinheiten heutiger Armeen vergleichen.

\* Sebastian Brather und Marek F. Jagodziński: *Der Wikingerzeitliche Seehandelsplatz von Janów (Truso). Geophysikalische, Archäopedologische und Archäologische Untersuchungen 2004-2008 mit Beiträgen von Mateusz Bogucki, Susanne Brather-Walter, Norbert Buthmann, Peter Kühn, Heiko Steuer und Benno Zickgraf* (= Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 24, Redaktion Sebastian Brather), Bonn 2012.



Die territorialen Erwerbungen der Wikinger spiegeln sich in der Namensgebung einzelner Länder und Territorien wider. Im Karolinger-Reich war die „Normandie“ das Gebiet der „Nordmänner“ – wie die aus dem Norden stammenden Dänen genannt wurden. Auf den britischen Inseln wiederum gilt dies z. B. für Danelow, ein Gebiet, das von Dänen besiedelt wurde, während im Osten der Name „Ruś“ vom Wort „Rhos“ abgeleitet worden ist, das zur Bezeichnung von Schweden verwendet wurde: Vor allem deren Anwesenheit dominierte in diesem Teil Europas die Erfahrung mit den „Wikingern“.

Mit ihren hoch entwickelten Schiffen, die beinahe zum Symbol der Wikingerzeit wurden, gelang es den Skandinaviern, eine höchst erfolgreiche Eroberungspolitik durchzusetzen und das Gesicht Europas – und in gewisser Weise auch der ganzen damals bekannten Welt – grundlegend zu verändern. Drachenschiffe, Langschiffe (im Altnorwegischen „langskip“ genannt) sowie Knarr-Boote („knörr“) – Hochseeschiffe, deren Merkmale große Ladekapazität und Seetüchtigkeit waren – wurden zum Träger neuer, auf wirtschaftliche Verbindungen zielender Ideen. Es wäre keinesfalls abwegig, die Wikingerzeit als eine erste Welle einer „europäischen Globalisierung“ zu bezeichnen, die umfangreiche Gebiete – von den Britischen Inseln im Norden bis nach Nordruthenien im Osten – umfasste. In den letzten Jahrzehnten des 9. Jahr-



### *Virtuelle Veranschaulichung der Hafeneinfahrt von Truso nach den archäologischen Befunden*

hunderts entwickelten sich nun ähnliche oder gar gleiche Mechanismen des Warenhandels und des Gewerbes sowie übereinstimmende Gestaltungsmerkmale der Wirtschaftsräume und politischen Strukturen. Ein wichtiges Anzeichen für diese Veränderungen bilden eigenständige Zentren, die im Netz der Handelsstraßen des Ostseeraumes als Knotenpunkte dienten.

Neben dem von den dänischen Wikingern gegründeten Handelsplatz Haithabu, der slawischen Ansiedlung Wollin sowie den schwedischen Wikingersiedlungen Birka, Staraja Ladoga und Weliki Nowgorod in Nord-Ruthenien gehört zu diesen Zentren auch Truso. Dies waren allesamt Seehandelsplätze, die unweit von der offenen See entfernt lagen und durch Land- und Wasserwege günstig vernetzt waren. Die dort ansässigen Ethnien besaßen ähnliche oder gleiche Gesellschaftsstrukturen, befanden sich auf derselben Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung und ähnelten einander auch weitgehend in Hinsicht auf die Gewerbestruktur, das Herstellungspotential und die Eigentumsverhältnisse. An diesen Orten herrschte ein einheitliches System des Warenhandels, dessen wichtigste Elemente silberne Münzen (sog. „Dirhams“) aus dem arabischen Kalifat, genaue zweischalige Waagen und normierte Sätze von Kugelzonen- und Kubooktaeder-Gewichten waren.

**Die Siedlung Truso und ihre Handwerker** Truso wurde direkt am Ufer des Drausensees gegründet, der damals erheblich größer war als heute. In seiner Blütezeit umfasste der Handelsplatz das Gebiet von rund 20 Hektar. Bewohnt war er – mit Ausnahme der Randzone, in der allem Anschein nach Prußen oder Ostslawen ansässig waren – von Skandinaviern, insbesondere Dänen. Ein sicheres Indiz dafür ist die Bebauung der Hafen- und der Zentralzone, die deutlich mit derjenigen der Haupthäfen Jütlands – Haithabu und Ribe – übereinstimmt. Die Hauptgebäude, die häufig mit weiteren Bauwerken jeweils zu einem Gehöft vereinigt wurden, waren ihrerseits Teile einer regelmäßigen Bebauung, die aus einheitlichen Gebäudereihen und längs der Häuserzeilen verlaufenden Straßen bestanden. Die in dieser Zone entdeckten Artefakte sind ebenfalls fast ausschließlich skandinavischer Herkunft.

Die in Truso tätigen Schmiede stellten in ihren Werkstätten eiserne Werkzeuge und Waffen her, wobei das dabei verwendete Eisenerz entweder aus den hiesigen Rohstofflagern gefördert wurde oder eine Einfuhrware war. Unter ihren Erzeugnissen gab es Messer, die unter Verwendung der sog. „Sandwich-Technik“ hergestellt wurden sowie Sicheln, Schlüssel, Pfeil- und Spießspitzen wie auch Schwerter. Daneben produzierten sie auch verschiedene Verbindungselemente wie Niete, Nägel, Draht, Kettenglieder und Haken.

In Truso waren auch Werkstätten vorhanden, die sich mit der Horn- und Geweihbearbeitung befassten. Hergestellt wurden aus diesem Stoff neben allerlei Fassungen und Belägen auch Spielsteine für das Strategie-Brettspiel „Hnefatli“ und – vor allem – Käämme. Es ist anzunehmen, dass diese Produzenten sowohl lokale Kunden als auch weit entfernte Märkte bedienten.

Hiesige Feinschmiede und Juweliere stellten vielerlei Schmuckstücke her, die in Hinsicht auf ihren Herstellungstechnik und Ornamentik ein typisches Beispiel für die Technik und den Stil der skandinavischen Kultur bilden. Zu nennen sind hier silberne und bronzene Scheibenfibeln, bronzene Ringfibeln und gleicharmige sowie Oval- und Kleeblattfibeln, bronzene Nadeln und bronzene Ketten, die zum Befestigen von Nadelbüchsen an der Kleidung dienten. Zudem entstanden verschiedenartige Amulette, silberne und bronzene Ringe oder Anhänger, die mit dem Odin-, Thor- und Loki-Kultus verbunden waren.

In Truso gab es auch Vertreter des Glasgewerbes. Dies belegen Spuren von Glaswerkstätten mit Feuerstellen, halbfertigen Glasperlen, typischen Produktionsabfällen und Glasscherben rings herum. Zerbrochenes Geschirr sowie gläserne Mosaikwürfel, die man aus dem Rheinland oder dem Byzantinischen Reich importierte, wurden in verschiedene Arten von Glasperlen umgewandelt, die sich in Hinsicht auf ihre Herstellungstechnik in gezogene, gewickelte und gepresste sowie Blasglasperlen untergliedern lassen.

Eine besonders umfangreiche Fundgruppe in Truso bildet der Bernstein, aus dem mannigfache Erzeugnisse gefertigt wurden. Bislang wurden schon mehrere Dutzend Kilogramm dieses Materials entdeckt. Ein großer Teil davon sind Produktionsabfälle sowie unvollendete oder beschädigte und auf unterschiedlichen Produktionsstufen verworfene Stücke. Aus Bernstein wurden Perlen verschiedener Größen, Spielfiguren und Anhänger hergestellt, darunter oftmals religiöse Symbole wie der heidnische Thor-Hammer oder aber auch solche des neuen Glaubens wie das Kreuz.

Bekanntlich entstand Truso in einem Grenzgebiet, das im frühen Mittelalter vom Elbingfluss (Ilfing), dem Drausensee und der Sorge markiert wurde und in dem slawische und baltische Elemente miteinander in Berührung kamen. Die Gründung solcher Handelsplätzen in Kontaktgebieten ist eine vertraute Erscheinung; dies bestätigen andere Ansiedlungen dieser Art: Haithabu – einer der zentralen Orte der Wikingerzeit – lag im deutsch-dänischen Grenzgebiet.

Bei dieser Beschreibung fällt auf, dass wir in Bezug auf Truso von ganzen Völkergruppen – Slawen und Balten – sprechen, während im Falle von Haithabu konkrete Nationen wie Deutsche und Dänen benannt werden. Dieser Antagonismus resultiert aber wohlgerne nicht aus Differenzen in der zivilisatorischen Entwicklung der beiden Teile Europas, sondern vielmehr aus den sehr unterschiedlichen Möglichkeiten, die jeweiligen Territorien differenziert zu erforschen, denn im Gegensatz zum Nordwesten Europas liegen in Bezug auf den Nordosten kaum glaubwürdige schriftliche Quellen aus der Wikingerzeit vor. Immerhin verfügt die Wissenschaft über ein Dokument, das bei der spärlichen Überlieferungslage auch weiterhin das wichtigste Zeugnis aus dieser geschichtlichen Phase bildet: den Bericht über eine Seereise nach Truso, der am königlichen Hof von Wessex niedergeschrieben wurde.



*Bruchstück eines Silber-Anhängers mit einer Walküre und ihrem Pferd, das sie am Zaumzeug fasst. Die Walküre trägt ein langes kettenhemdartiges Gewand, hält einen runden Schutzschild und ein Schwert; am Kopf ein Spitzhelm.*



*Aus Eisen gefertigte Schlüssel, die in Truso gefunden wurden: Schlüssel mit einem durchbrochenen Bart und flachem Griff; Schlüssel zu einem Schnappschloss; Hakenschlüssel mit nur einem Bartzahn*



*Einseitiger dreischichtiger Kamm aus Horn*





Hufeisenfibel aus Messing mit viereckig facettierten Endknäufen und einem sechseckigen Bügelquerschnitt



Beispiele von Kufen bzw. Eislauf-Kufen aus Knochen



Glasperle – Dieser Typus zeigt eine enge Affinität zu Funden in Skandinavien, Nordwestdeutschland und Holland; in Nordosteuropa war er bislang noch nicht entdeckt worden. Als Herstellungsort sind entweder Marseille oder Norditalien zu vermuten. Ein Zusammenhang mit den bekannten Millefiori-Herstellungstechniken ist keineswegs von der Hand zu weisen.



Geblasene Glasperle



Phantasie-Porträt Alfreds des Großen: Konterfei des Alfred von Wessex aus der Roman-Verfilmung *The Last Kingdom* (TV-Serie – Beginn 2015)

## Das Truso Alfreds des Großen

Diese Überschrift mag auf den ersten Blick etwas befremdlich wirken, sie weist aber mit Recht darauf hin, dass der Name dieses Seehandelsplatzes ausschließlich dank Alfred dem Großen (848/849–899), dem König der West-Sachsen (bzw. späterhin Angelsachsen), überliefert wurde. Dieser Herrscher von Wessex hat sich seinen ehrenvollen Beinamen nicht nur durch die siegreichen Kämpfe gegen die Wikinger und als weitblickender Staatsmann verdient, sondern ging – obwohl er sein Schwert über lange Zeit nicht ruhen lassen konnte – auch in die Geschichte ein als Mäzen der Kultur und Literatur sowie als Förderer der englischen Sprache und ihrer Verbreitung. In seiner Regierungszeit florierten Kunst und Gewerbe. Er versammelte an seinem Hof zahlreiche Gelehrte, vor allem aus dem karolingischen Reich, von denen er sich in Bildungs- und Religionsfragen beraten ließ. Unter seiner Regierung entstanden die ersten Aufzeichnungen der „Angelsächsischen Chronik“ (*Anglo-Saxon Chronicle*), und der König trug, nachdem er selbst noch Latein gelernt hatte, persönlich zu den Übersetzungen lateinischer Schriften ins (Alt-)Englische bei.

Eines dieser Werke war die von Paulus Orosius 417 verfasste und gegen heidnische Vorstellungen („adversum paganos“) gerichtete Abhandlung *Historiae adversum paganos libri VII*. In sieben Büchern („libri VII“) bietet Orosius historische Schilderungen und Interpretationen („historiae“). Dabei gibt er in der Einleitung eine Chorographie, eine Beschreibung des Erdrumes, in seinem Falle somit eine (kurze) geographische Schilderung der damals bekannten Welt. Sie vermochte lediglich den damaligen Kenntnisstand widerzuspiegeln und beschränkte sich deshalb – was hier von besonderer Bedeutung ist – auf die Gebiete, die unmittelbar an das Römische Reich angrenzten. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die zwischen Rhein und Weichsel gelegenen Regionen keine Berücksichtigung fanden. Diese Defizite hinderten bezeichnenderweise freilich nicht, dass die *Historiae* mehrere Jahrhunderte lang als grundlegende Quelle zur räumlich-politischen Gestaltung Europas und dessen ethnischer Verhältnisse gelten konnten.

Die Entwicklung von Forschungsinteressen konnte durch die Umstände, die zwischen 871, dem Beginn von Alfreds Regierungszeit, und 886 an seinem Hof herrschten, nicht gerade begünstigt werden, denn dies war nämlich die Zeitspanne, in der die West-Sachsen ihre schweren Kämpfe gegen die Dänen zu bestehen hatten. Wessex war auf englischem Boden das einzige Königreich, das die Wikinger abwehrte –



Dreidimensionales Modell von Truso im Elbinger Archäologisch-Historischen Museum



Beispiele von Spielsteinen; auf dem oberen Brett ein Spielstein aus dem Beschlag eines karolingischen Zepters



Perlenkette mit Mjölfnir-Anhängern



Kugelzonengewichte

FOTOS: JOANNA SZKOLNICKA

Northumbria, Ostanglien und der östliche Teil von Mercia wurden alleamt von nacheinander einfallenden dänischen Heeren erobert.

Was also konnte Alfred dazu bewegt haben, einen seiner Höflinge gerade in dieser Zeit (zwischen 880 und 890) auf eine weite und gefährliche Reise nach Truso zu entsenden? Wulfstan (so lautete der Name des Gesandten) war allem Anschein nach ein Angelsachse und – wie eine gründliche Analyse von Alfreds Schrifttum zeigt – eine wichtige Person am königlichen Hofe. Er erstattete nicht nur einen Bericht über seine Seefahrt nach Truso und die von den Ästern (verschiedenen Gruppen der Balten, in diesem Falle den Prußen) bewohnten Gebiete, sondern hatte auch Anteil an der Fassung der an Alfreds Hofe übersetzten Chorographie des Paulus Orosius.

Dass das dort entworfene Bild Europas wesentlich ergänzt werden musste, stellte Wulfstan während seiner Reise anhand etlicher Beobachtungen fest. Die umfangreichen Einzugsgebiete von Elbe, Oder und Weichsel waren im 6. bis 7. Jahrhundert von den Slawen besiedelt worden. Vom Samland strömten zur selben Zeit Gruppen von Balten in westlicher Richtung und ließen sich dann auf dem Gebiet der Elbinger Höhe und am östlichen Rande des Sorge-Tals nieder. Diese Verschiebungen zeichnete Wulfstan penibel auf und gab Alfred dadurch die Möglichkeit, sich ein zutreffendes aktuelles Bild der ethnischen Verhältnisse im Ostseeraum zu verschaffen.

*Wulfstan sagte, dass er von Haedhumb [Haithabu] fuhr, dass er in sieben Tagen und Nächten in Truso war, dass das Schiff den ganzen Weg unter Segel lief. Wendenland war ihm zur rechten [Steuerbord] und zur linken [Backbord] war ihm Langeland und Laaland und Falster und Schonen, und diese Länder gehören alle zu Dänemark.*

*Und dann war uns Bornholm [der Burgunden Land] zur linken, und sie haben für sich selbst einen König. Dann nach Bornholm waren für uns die Länder, die Bleckingen und Möre und Oeland und Gotland heißen, zur Linken, und diese Länder gehören zu Schweden. Und Wendenland war uns den ganzen Weg zur Rechten bis zur Weichselmündung [„Wislemudha“].*

*Die Weichsel ist ein sehr großer Fluss und sie trennt Witland und Wendenland, und [dieses] Witland gehört den Esten. Und die Weichsel fließt aus Wendenland heraus und fließt in das Frische Haff [„Estmere“], und das Frische Haff ist wenigstens [sicherlich] 15 Meilen breit.*

*Dann kommt der Elbing [„Ilfing“] von Osten in das Frische Haff aus dem See [„mere“], an dessen Gestade Truso steht, und es kommen zugleich heraus in das Frische Haff der Elbing von Osten aus dem Estenlande und die Weichsel vom Süden aus dem Wendenlande, und dann nimmt die Weichsel dem Elbing seinen Namen und fließt aus dem Haff [„mere“] nordwestlich in die See [„sae“] und daher heißt man es Weichselmündung.*

Ungeachtet der erheblichen Erweiterung der Kenntnisse stellt sich allerdings die Frage, ob allein der Wunsch nach einem vollständigeren Bild von Mittel- und Ostmitteleuropa der Beweggrund gewesen sein mag, aus dem heraus Wulfstan nach Truso und in das Ästierland geschickt wurde? Beim Versuch, zu einer Antwort zu gelangen, kommen durchaus auch politische Motive zum Vorschein und lassen das Bedürfnis nach einer deutlichen Horizonterweiterung, die Alfred, dem wissensdurstigen Gelehrten auf dem Königsthron, freilich auch nicht abgesprochen werden sollte, stärker in den Hintergrund treten.

Bemerkenswert ist, dass – abgesehen vom Namen des Handelsplatzes – so gut wie keine Angaben zu Truso selbst überliefert worden sind, während nicht nur die Seefahrt präzise festgehalten wird, sondern Wulfstan – sogar vom heutigen Standpunkt aus gesehen – sehr fundiert von den Ästern berichtet: von ihren Kenntnissen, Sitten, ihrer Wirtschaft, ihrem Glauben und insbesondere ihrer Siedlungsstruktur. Dies könnte den Schluss nahelegen, dass Alfred in der Zeitspanne, in der Wessex massiv von den Dänen bedroht wurde, nach Mitteln suchte, die Gefahr abzuwehren – und dass er auch deshalb Wulfstan nach Truso, ins slawisch-baltische Grenzgebiet, entsandte, damit er dort die dänische Siedlungstätigkeit erkundete. Das hieße letztlich, dass die Unternehmung eine quasi nachrichtendienstliche Dimension gewänne. Unter dieser Voraussetzung könnten Wulfstans Ausführungen über die umwallten Siedlungen der Ästier in einen Zusammenhang gebracht werden mit vergleichbaren Anlagen, den „Boroughs“ (Burgen), die Alfred in seinem Reich systematisch errichten ließ und die neben anderen militärischen Neuerungen der Landesverteidigung wesentlich dazu beitrugen, dass die Wikinger nicht nur im Osten vom Gebiet der Ästier, sondern auch im Westen vom Königreich Wessex ferngehalten wurden.

Übersetzung aus dem Polnischen: Joanna Szkolnicka

# Die Pulewkas – ein Geschwisterpaar aus Elbing

Die Geschichte, über die ich heute berichten will, beginnt Ende des 19. Jahrhunderts in der alten westpreußischen Hansestadt Elbing (Elbląg), die sich zu dieser Zeit zu einem aufstrebenden Industriestandort entwickelt hatte. Es ist die Geschichte zweier Geschwister, Lotte und Paul Pulewka, deren Leben in einer turbulenten Zeit nicht unterschiedlicher hätten verlaufen können.



Als Kinder eines Apothekers wurden Lotte 1894 und Paul 1896 geboren. Lotte besuchte die „höhere Mädchenschule“ und wurde 1913 Gewerbeschullehrerin, Paul wurde 1914 zum Wehrdienst eingezogen, erst ins Feld, und dann wurde er Pfleger.

**Lotte Pulewka** arbeitete als Lehrerin in Berlin, beteiligte sich aktiv an der November-Revolution 1918. Weil sie Wilhelm Pieck, Mitbegründer der KPD, zur Flucht aus dem Reichsmilitärgericht verhalf, wurde sie aus dem Schuldienst entlassen. 1922 emigrierte sie in die Sowjetunion, um dort die Leitung der KINDERKOLONIE KARL LIEBKNECHT – ROSA LUXEMBURG zu übernehmen. Später gab sie Deutschunterricht an der Hochschule der Gewerkschaftsbewegung in Moskau. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie in den Norden Kasachstans zwangsevakuiert. Ab 1946 hatte sie höhere Positionen in den SED-Bezirksleitungen in Brandenburg und Potsdam. Nach ihrem Tod 1966 wurde ihre Urne auf dem EHRENHAIN FÜR VERDIENTE SOZIALISTEN in Potsdam beigesetzt. Zur Erinnerung an Lotte Pulewka wurden Kinderheime, eine Oberschule und eine Straße im Zentrum von Potsdam nach ihr benannt.

**Paul Pulewka** studierte Medizin nach dem Ersten Weltkrieg, promovierte zum Dr. med. in Königsberg, habilitierte sich und wurde dort kommissarischer Direktor des INSTITUTS FÜR PHARMAKOLOGIE UND TOXIKOLOGIE, wo er Frau Dr. med. Käthe Fürst kennenlernte und 1929 heiratete. Das Paar wechselte an die Tübinger Universität, Paul wurde apl. Professor und erhielt einen Lehrauftrag für die Toxikologie von Gasen, Kampfstoffen, Gewerbegiften und Narkotika: eine blendende Karriere bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung (1933). Paul Pulewka war über diese Entwicklung entsetzt. In einer Vorlesung witzelte er in Hitlers Stimmlage, dass „nach einer Verlautbarung der NS-Partei der deutsche Mensch nur durch deutsche Heilpflanzen geheilt würde und synthetische Arzneien vom Juden erfunden seien, um den deutschen Menschen zu vergiften“. Das Auditorium soll laut gelacht haben, aber offiziell galt er nun als „politisch unzuverlässig“. Hinzu kam, dass seine (protestantische) Frau als „nicht-arisches“ eingestuft wurde. Eine Scheidung lehnte er ab und emigrierte 1935 in die Türkei, die seit 1923 ein säkularer Staat unter Kemal Atatürk war.

Dort gab es nur eine Universität, nämlich in Istanbul, die 1933 gegründet worden war und dringend Professoren mit den notwendigen Qualifikationen suchte. Die 190 deutschen Emigranten waren willkommen. Paul Pulewka begründete als erster das Fach *Pharmakologie und Toxikologie* in der Türkei. Er erhielt Räume in dem Gesundheitsministerium in Ankara, dem REFIK SAYDAM INSTITUT und dem MATERIA MEDICA INSTITUT und legte damit auch den Grundstein für die Planung einer Universität in Ankara. Noch in der Planungsphase, also vor der Gründung dieser Universität (1946), durfte er sich „Direktor des Pharmakologischen Instituts“ nennen. Das Ministerium machte jedoch deutlich, dass er sich in erster Linie nach den nationalen Bedürfnissen zu richten habe, um die Türkei von ausländischen Institutionen unabhängig zu machen. Es ging also weniger um Basisforschung als um Gesundheitspolitik, z. B. die Herstellung von Impfstoffen und Hormonen (besonders Insulin), es ging um die Testung von Giftstoffen in Nahrungsmitteln (z. B. in Honig) und im Trinkwasser, um die Arzneimittelkontrolle (u. a. Vitamine, Digitalis, Salvarsan). Die Ergebnisse seiner Arbeiten wurden dem Gesundheitsminister zur Überprüfung vorgelegt. Zu der hohen Anerkennung seiner Arbeit trug auch bei, dass er durch den Erwerb der türkischen Sprache seine Forschungsergebnisse und ein Lehrbuch in der Landessprache publizieren konnte. Die Vorlesungen hielt er auf Deutsch. Er bekam viel Zustimmung, aber – wie alle Emigranten – auch herbe Ablehnung, dies besonders nach dem Tod von Kemal Atatürk im Jahr 1938. Sein Arbeitsvertrag wurde ab November 1940 nicht mehr verlängert, eine Entscheidung, die mit der Anweisung, jegliche Basisforschung zu unterlassen, rückgängig gemacht wurde. Einladungen in die USA und nach Kanada lehnte er angesichts der Kriegslage ab.

Nach 1946 bemühte er sich intensiv um eine Rückkehr nach Deutschland. Bis zur Anerkennung seines rechtmäßigen Anspruchs vergingen allerdings zehn Jahre. Er musste mit ansehen, dass belastete Nationalsozialisten den Vertriebenen oft vorgezogen wurden. Nach unglaublichen Schikanen durch westdeutsche Behörden wurde er 1956 in Tübingen zunächst Gastprofessor, dann Leiter der Abteilung für Toxikologie, die 1961 in ein eigenes Institut für Toxikologie umgewandelt wurde. Er wurde 1964 emeritiert und starb 1989. Zum 100. Geburtstag von Paul Pulewka, sieben Jahre nach seinem Tod, hielt die Türkische Pharmakologische Gesellschaft einen Kongress ab in Erinnerung an den „Gründer der Pharmakologie in der Türkei“. – Ich beende meinen Bericht, indem ich mit Bewunderung wiedergebe, was er rückblickend über sein Exil in der Türkei geschrieben hat (1980): „Über die unvermeidlichen Beschwernisse des Exils darf ich mich nicht beklagen im Gedenken an die Millionen, die grausam gequält, ihrer Menschenwürde und ihres Lebens beraubt wurden. Unser Gastland hat uns davor bewahrt. Ihm gebührt unser Dank.“

st Konrad Löffelholz

Verena Keßler

### *Die Gespenster von Demmin*

Berlin: Hanser, 2020

**D**ie Peene ist ein Fluss von hier. [...] Sie hat noch keinen weiten Weg hinter sich, wenn sie sich durch Demmin schlängelt, an Demmin vorbei, um Demmin herum schlängelt. Niemand weiß, was sie erinnert. Ob sie die Tage im Mai noch in sich trägt, die Tage, in denen hier Hunderte ins Wasser gingen, Steine in den Taschen, Kinder an den Leib gebunden. Ob sie sich selbst reinwaschen kann oder manches für immer auf ihrem Grund bewahrt.

Mit dem Titel *Die Gespenster von Demmin* und mit diesen Sätzen, die Verena Keßler ihrem Roman voranstellt, wird der geographische Rahmen des Geschehens benannt und zugleich auf die Spannung zwischen den historischen Ereignissen vom Frühjahr 1945 und der Gegenwart, in der die Romanhandlung angesiedelt ist, verwiesen. Ende des Zweiten Weltkrieges kam es in Demmin aus Furcht vor der heranrückenden Roten Armee und den zu erwartenden Gräueln zu einem Massensuizid. Für die junge Larissa, die in der Kleinstadt an der Peene aufwächst, sind es jedoch nicht die schwer lastenden Schatten der Vergangenheit, die ihr das Leben unerträglich zu machen scheinen, sie kämpft vielmehr mit einer nervigen Mutter, einer Teeniefreundschaft in der Krise und erlebt ihre erste Liebe. Vor dem Hintergrund ostdeutscher Tristesse mit Trash-TV und Neo-Nazis stehen Langeweile und Perspektivlosigkeit des Alltags neben Begegnungen mit existenziellen Fragen des Lebens; Verlust, Trauer und Tod, historische Traumata werden mit persönlichen Adoleszenz-Erfahrungen verknüpft.

Larissa Schramm, genannt Larry, fünfzehn Jahre alt, will nichts als raus aus Demmin und bereitet sich darauf in ungewöhnlicher Weise vor. Mit riskanten Mutproben, die sie als Training für ihren Berufswunsch Kriegsreporterin begreift, zeigt sie eine fast spielerische Nähe zum Thema Tod und gibt Selbstmordfantasien Raum, die sich aus einem schwierigen Mutter-Tochter-Verhältnis – schon wieder gibt es einen neuen Mann im Leben ihrer Mutter, und dieses Mal zieht der Neue gleich mit ein – und aus pubertärer Todessehnsucht speisen. Außergewöhnlich auch Larissas Job auf dem Friedhof, eine weitere Form der Nähe zu Abschied und Tod, ebenso Ausdruck juveniler Unerschrockenheit und der Weigerung, übliche Stereotypen – die gesellschaftlichen Tabubereiche Alter, Krankheit und Tod – zu übernehmen. Zugleich ist dieser Friedhof ein Ort des Erinnerns, auch für die, die nicht „dabei“ gewesen sind, denn hier befindet sich ein Massengrab für die Opfer des Dramas vom Mai 1945. Und auf eben diesem Friedhof ist der als Kleinkind bei einem Unfall getötete Bruder von Larissa begraben – ebenfalls ein Tabuthema und ein weiteres Element der engen Verschränkung von Leben und Tod. „Mein Bruder war schon immer tot“, heißt es bei der Ich-Erzählerin. Die Kindheit der Nachgeborenen wird geprägt durch den frühen Verlust der Eltern, wobei die Sprachlosigkeit der Mutter korrespondiert mit der Sprachlosigkeit derer, denen im Krieg das Sterben begegnet war.

Zu denen, die Krieg und den hundertfachen Tod in der Peene unmittelbar miterleben mussten, gehört die betagte Nachbarin der Schramms, deren Geschichte in einem parallelen Erzählstrang aufgeblättert wird. Diese Zeitzeugin, am Ende ihres Lebensweges den Umzug in ein Seniorenheim vorbereitend, sieht sich zunehmend bedrängt von Bildern der Vergangenheit, denen sie nicht (mehr) ausweichen kann. In ihren Erinnerungen spielen nicht nur die Menschen, vor allem die Mitglieder ihrer Familie, eine Rolle, sondern auch die Schwäne auf dem Fluss, die seinerzeit von Soldaten erschossen worden waren, kommen darin vor. Larissa wiederum gerät durch einen schwarzen Schwan in tatsächliche Todesnähe, als sie auf einem vereisten See einbricht, weil sie den Versuch unternimmt, zu dem eingefrorenen Schwan zu gelangen, um ihn zu retten – eine geradezu groteske Spiegelung der damaligen Entscheidung zum Freitod durch Ertrinken in höchster Not.

Noch zweimal begibt sich die ebenso todesverliebte wie lebenssehnsüchtige Larry in unmittelbare Todesgefahr – einerseits durch eigene, „krasse“ Ideen ausgelöst, andererseits durch ihre Unfähigkeit, mit der neuen Beziehung der Mutter zurechtzukommen –, bis schließlich ein junger Mann, dem sie ähnlich ambivalent gegenübersteht wie den herausfordernden Lebens- und Entwicklungsthemen, ihr rät: „Ich finde, man sollte sich einfach Mühe geben, zu überleben. Egal, was einem passiert oder wie schlimm man gerade alles findet.“ Dieses Fazit, das sich auf das,

was die Jugendlichen in Demmin erleben, bezieht, passt jedoch auch auf die Situation am Kriegsende, als so viele Menschen keinen anderen Ausweg sahen, als sich das Leben zu nehmen.

So durchziehen permanente, mal subtilere, mal deutlichere Anspielungen auf das zentrale Todesmotiv den Roman, zeigen sich vielfältige Parallelitäten und Analogien, dabei ist er unterhaltsam zu lesen und von einer fortwährend spürbaren Grundspannung geprägt. Verena Kessler, Absolventin des DEUTSCHEN LITERATUR-INSTITUTS LEIPZIG und diverser Schreibwerkstätten, verleiht in ihrem Erstling der eigenwilligen Ich-Erzählerin eine lässig-coole, teilweise schnoddrige Stimme, mit unvollständigen Sätzen, ungewöhnlicher Wortstellung im Satz oder einem Vokabular aus der Jugendsprache, damit die inhaltliche Schwere des Textes gekonnt kontrastierend.

**„ICH FINDE, MAN SOLLTE  
SICH EINFACH MÜHE  
GEBEN, ZU ÜBERLEBEN.“**

Doch die historischen und politischen Umstände des Kriegsendes – und damit die Voraussetzungen und Bedingungen des Massensuizids in Demmin – werden in Kesslers Roman völlig ausgeblendet. Nur in den Erinnerungen der alten Dame aus dem Nachbarhaus scheint die Angst vor der Siegermentalität der Russen durch, aber auch bei ihr ist keinerlei Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu finden, wird kein Versuch einer historischen Einordnung unternommen. Daher wirkt der Roman merkwürdig unbestimmt und beinahe „zeitlos“, obgleich die dramatischen Ereignisse aus dem Mai 1945 den zentralen Ausgangspunkt darstellen, dessen Schatten bis in die Gegenwart reichen. Dem vom Verlag betonten Anspruch, die „Geister“ der Vergangenheit zu erlösen und die Kluft zwischen den Generationen zu überwinden, kann Kessler so lediglich in Ansätzen gerecht werden. Um der geschichtlichen Realität der Ereignisse von Demmin auf einer anderen Ebene nachzuspüren, empfiehlt es sich, das 2015 von Florian Huber veröffentlichte Sachbuch „Kind, versprich mir, dass du dich erschießt“ als ergänzende Lektüre zu nutzen.

st *Annegret Schröder*



Verena Kessler

**Die Gespenster von Demmin**

Berlin: Hanser, 2020  
240 S., geb., € 22,-

ISBN 978-3-446-26784-8

Andreas Wunn

## *Mutters Flucht. Auf den Spuren einer verlorenen Heimat*

Berlin: Ullstein, 2018

Es sei eine „unwahrscheinliche“ Reise gewesen, die er gemeinsam mit seiner Mutter und dem Bruder in eine Terra incognita der Familiengeschichte unternommen habe – dies resümiert Andreas Wunn am Ende seines Berichtes über „Mutters Flucht“. Da klingen Dankbarkeit ebenso wie ein fast ungläubiges Staunen darüber mit, dass es gelungen war, die 75-jährige ehemalige Lehrerin zu dieser Fahrt in das Banat zu bewegen; dass sie die emotionalen und mitunter körperlichen Strapazen bewältigen konnte; dass es eine Fülle von höchst aufschlussreichen und bewegenden Begegnungen gegeben hat – und nicht zuletzt scheint ihn selbst der organisatorisch reibungslose Ablauf dieser 14-tägigen Unternehmung im August des Jahres 2017 zu frappieren.

Akribisch hat der Autor, den manche Leser vielleicht längst als ZDF-Moderator kennengelernt haben, sein Vorhaben der Spurensuche vorbereitet, davon zeugen nicht nur das breit aufgestellte Literaturverzeichnis, sondern auch die Ergebnisse seiner ausführlichen Recherchen im HAUS DER DONAUSCHWABEN in Sindelfingen. Darüber hinaus hat er im Voraus zahlreiche Kontakte zu Bewohnern, einem Vertreter der deutschen Minderheit, zu städtischen Angestellten vor Ort und befreundeten Korrespondenten geknüpft. Somit war ein stabiler, verlässlicher Rahmen geschaffen, ein Garant für das Gelingen eines Projektes, das thematisch von Ungewissheit, Herausforderungen und Schmerz geprägt sein würde.

Die Brüder Wunn haben diese Reise von Beginn an als Wagnis verstanden; die Voraussetzungen waren nicht ungewöhnlich, aber durchaus kompliziert, denn es galt, eine Mauer des beharrlichen Schweigens zu durchbrechen, um nach Antworten auf ihre Fragen zur Familie, Herkunft und Persönlichkeit ihrer Mutter suchen zu können. Überraschender Weise war letztlich sie selbst es, die den Impuls für den Aufbruch gab: Bilder von den Flüchtlingszügen des Jahres 2015 entlang eben jener Balkanroute, über die auch sie sich mit Großmutter, Mutter und Bruder nach Deutschland durchgekämpft hatte, waren für sie ein erschütterndes, folgenreiches Déjà-vu, woraufhin sie entschied: „Ihr könnt mich alles fragen.“

Ausgangspunkt der gemeinsamen Erkundungsfahrt ist das vertraute pfälzische Städtchen Hauenstein, in dem die Familie nach einer fast fünfjährigen Odyssee sesshaft geworden war; von hier aus beginnt mit dem Auto eine Zeitreise von 1.329 Kilometern über 13 Etappen zurück bis an den Geburtstort Setschan im Banat, nahe der rumänischen Grenze, in dem das Kind Rosemarie im April 1945, noch keine vier Jahre alt, nicht länger geduldet wurde. Jeder einzelne Zwischenaufenthalt auf der Reise in die Vergangenheit wird nun für eine ganz eigene Erinnerung oder

Erfahrung stehen: eine Notunterkunft für viele Geflüchtete im bayerischen Hohenfurch, die dem kleinen Mädchen zum ersten Male die Gefühle für Geborgenheit und Normalität vermittelt; ein Sonnenblumenfeld, das als lebensrettendes Versteck auf der Flucht vor Grenzpolizisten zum Leitbild dieser Lebensgeschichte avanciert; jener denkwürdige Ort der Internierung, an dem Frauen und Kinder Gräueltaten ausgesetzt waren und der inzwischen durch aufsteigendes Grundwasser ins Vergessen hinweggeschwemmt worden ist; das Lager, in dem der aus dem Hause verschleppte Vater ermordet worden sein soll; die zur Ruine verkommene Mühle der stolzen, geschäftstüchtigen Urgroßmutter einerseits, andererseits die Poststation des Großvaters, die „prunkvoll, opulent, gülden“ zu einer „Edelhütte“ saniert, nun auf Filzpantoffeln besichtigt werden darf; und letztlich das Elternhaus, aus dem die Mutter als einzig verbliebenes Relikt – und Zeugnis vom Wirken des ihr in der Erinnerung verlorengegangenen Vaters – kleine, verstaubte Apothekerfläschchen überreicht bekommt.

„Nur langsam und behutsam, mitunter sehr zögerlich, tastet sich meine Mutter an die Orte ihrer Vergangenheit vor, Schritt für Schritt. Dabei geht sie so vorsichtig, als liefe sie auf einem zugefrorenen See und habe Angst einzubrechen.“ Sehr sparsam, dann aber wirkungsvoll, bedient sich der Autor der poetischen Sprache, ansonsten nimmt er sachlich und nach bester journalistischer Manier gleichermaßen die individuellen Erlebnisse wie die zeitgeschichtlichen und gesellschaftspolitischen Zusammenhänge differenziert in den Blick. Aufmerksam beobachtet er die Reaktionen seiner Mutter und nimmt ihre Befindlichkeit wahr. Er will Veränderungen aufspüren. Versuche beharrlichen Nachfragens allerdings werden mal ausweichend, mal brüsk abgewehrt. Zunehmend verfestigt sich eine Ahnung zur Gewissheit, dass die Mutter sich nicht nur nicht erinnern will – die immer wiederholte Überzeugung lautet: „Ich schaue lieber nach vorne. Ich blicke nicht gerne zurück. Weil es nichts bringt.“ –, sondern sich wohl gar nicht erinnern kann. Nur Erzähltes, nichts Selbsterlebtes aus den ersten sechs Lebensjahren, weder das beglückend Gute noch das verstörend Unheilvolle, scheinen in ihrem Gedäch-

nis bewahrt zu sein, vielmehr liegen alle Erinnerungen wohl, so das treffliche Bild, in einem Tresor fest verschlossen, zu dem sich der Schlüssel nicht finden lässt oder zum vermeintlichen Selbstschutz nicht gefunden werden soll – weder auf der Reise in die Vergangenheit noch beim Betrachten der wenigen geretteten Familienfotos. Nur in einem von wenigen Momenten scheint das Eis zu brechen: „Hat dir dein Vater gefehlt als Kind?“ „Ach, ich glaube schon. Aber warum soll man das immer wieder aufwühlen?“ Als sie fortfährt, dass man auch nie an seinen Geburtstag gedacht hätte, da dies wahrscheinlich zu emotional gewesen

wäre, verliert sie kurz die Composure. „Tränen will meine Mutter nicht zulassen. Doch sie kommen trotzdem, auch mir. Eine richtige Umarmung aber will uns nicht gelingen.“

## „HABE ICH AUCH KEINE WURZELN, WEIL MEINE MUTTER KEINE HAT?“

Zu Recht stellt Andreas Wunn zu Beginn seiner Spurensuche die Frage, ob ein Ort überhaupt Heimat sein kann, an den man sich nicht erinnert? Die Mutter antwortet entschieden, dass sie mit diesem Begriff wenig anfangen könne. Die Erwartung der Söhne, vielleicht auch des Lesers, eine solche Überzeugung könne während eingehender Begehungen vor Ort und im Verlaufe persönlich bewegender Gespräche revidiert werden, erfüllt sich nicht. Zwar hat die Reise sie gelehrt, die Trauer ihrer eigenen Mutter um den Verlust der Heimat zu verstehen, sie selbst aber verharret in der Haltung: „Um bestehen zu können, muss man irgendwann einen Schlussstrich ziehen. Das hier war die Heimat meiner Mutter und meiner Oma. Ich bin hier geboren, aber es ist nicht meine Heimat.“ Dass sie vertrieben worden sei und sich immer als Außenseiterin empfunden habe, sei der Grund dafür, dass sie später zwar ein Zuhause gefunden habe, dies aber nur ein „Wohnort ohne Wurzeln“ bleibe. Stattdessen hat sie für sich eine „geistige Heimat“ gesucht und in der Welt der Kunst, insbesondere in der Welt der Farben des Expressionismus, gefunden.

Interessanterweise muss Andreas Wunn für sich selber ebenfalls erkennen, dass auch er den Begriff Heimat nicht im Herzen trägt, und vermutet darin das Erbe der Mutter: „Habe ich auch keine Wurzeln, weil meine Mutter keine hat?“ Bei seiner aus Brasilien stammenden Ehefrau hingegen habe er eine tiefverwurzelte Liebe zu ihrer Heimat kennengelernt, „als etwas zutiefst Sinnliches, geprägt von Melodien und Rhythmen, Gedichten und Liedern, aber auch von Meer und tropischem Grün“.

Über die persönliche Auseinandersetzung mit der bemerkenswerten Lebensgeschichte seiner Mutter hinaus hat Andreas Wunn kenntnisreich und mit offenkundiger Anteilnahme das Schicksal der Donauschwaben in den Blick genommen, und nachdrücklich beschreibt er, wie infolge der politischen Ereignisse die kriegerischen Parteien im Banat wüteten, wie gewachsene Strukturen und Dorfgemeinschaften vernichtet, Familien ausgelöscht wurden und eine leidvolle Vertreibung begann – und gemeinsam mit der Mutter reflektiert er dabei immer wieder die Vorgänge des Jahres 2015, von denen die ganze Reise in die Vergangenheit ihren Ausgang genommen hatte.

st Ursula Enke



Andreas Wunn  
**Mutters Flucht.**  
**Auf den Spuren einer verlorenen Heimat**  
 Berlin: Ullstein, 2018  
 256 S., geb., € 20,-  
 ISBN 978-3-550-05036-7

# Ein bedeutender Bürger und Kommunalpolitiker der Stadt Thorn

## Zur 130. Wiederkehr des Todestages von Theodor Eduard Koerner

### Herkunft und frühe Tätigkeit

Der Großvater, Johann Friedrich Koerner, war 1728 in Jastrow, Kreis Deutsch-Krone, geboren worden. Dessen Vater wiederum war dort Tuchmacher. Nach seiner Einsegnung kam er 1740 zum Erlernen der polnischen Sprache auf das Thorner Gymnasium. Er blieb in der Stadt, machte eine kaufmännische Lehre, arbeitete als Handlungsgeselle in der Buchhaltung und wurde schließlich selbst Kaufmann. Er avancierte sogar zum Ratsherrn der Stadt Thorn und besaß seit 1783 das Haus Neustädtischer Markt 3. Er starb 1795. – Sein Sohn Jacob Friedrich erbt das Haus. Er war ebenfalls Kaufmann, handelte mit Getreide. Aus seinen zwei Ehen gingen insgesamt zehn Kinder hervor. Sein letztes Kind war der 1810 geborene Theodor Eduard.

Bereits 1813 starb Jacob Friedrich mit 49 Jahren. Seine Witwe hatte es nicht leicht, durchzukommen. Theodor Eduard besuchte das Thorner Gymnasium. Er wurde aber nicht Kaufmann wie seine älteren Brüder, sondern studierte in Berlin Jura und trat danach in den Staatsdienst ein. Er war Oberlandesgerichtsassessor in Bromberg, als er 1842 zum Bürgermeister von Thorn gewählt wurde. Zum Abschied vom Gericht erhielt er den Titel „Justizrath“. Er kam also nach Thorn zurück und wohnte in dem eher kleinen Haus am Neustädtischen Markt. In demselben Haus lebten auch seine unvermählt gebliebenen Schwestern Anna (1798–1881) und Wilhelmina (1800–1880). – Später zogen dort die ebenfalls ledig gebliebenen Töchter seines Bruders Gustav ein. Und es gab im Haus zudem einen prominenten Mieter, denn von 1847 bis 1850 hatte hier der Schriftsteller Bogumil Goltz (1801–1870) seine Wohnung, der gerade in dieser Zeit in den Fokus der Öffentlichkeit zu rücken begann.

### Der Bürgermeister

Theodor Eduard Koerners Wahl zum Bürgermeister galt, wie damals schon üblich, für befristete Amtsperioden, aber er wurde 1848, 1854 und 1864 wiedergewählt und trat erst 1872 auf eige-



Porträt-Foto von Theodor Eduard Koerner (vermutlich um 1860)

nen Wunsch in den Ruhestand. Am Copernicus-Tag (dem 19. Februar) des Jahres 1879 wurde er zum Ehrenbürger von Thorn ernannt. – Bei seinem Amtsantritt übernahm er die doppelte Verantwortung sowohl für die Handels- wie auch für die Festungsstadt. Ein Jahr zuvor waren der Wiederaufbau und die Modernisierung der Festung abgeschlossen, die, nachdem die Russen Thorn im Jahre 1813 erobert hatten, 1815 begonnen worden waren. Der Bürgermeister von Thorn hatte somit stets auch die Soldaten der Garnison und deren Kommandanten im Blick zu behalten.

Vor allem aber stellten ihn seine administrativen und kommunalpolitischen Pflichten vor ganz neue Herausforderungen, weil die öffentliche Verwaltung auf die Folgen der zunehmenden Industrialisierung und die damit verbundenen sozialen Veränderungen reagieren musste: Für diese Aufgaben – von der Neustrukturierung der polizeilichen Aufgaben bis zum Aufbau einer Leistungsverwaltung – brachte Koerner als erfahrener Jurist die erforderlichen Kompetenzen mit. Zudem musste er die Stadt von ihren Altschulden befreien. Er nahm zwei Amortisationsanleihen auf und bezahlte mit dem Verkauf einiger Stadtgüter, der Auflösung der Stadtbrennerei und dem Erlös aus der forstwirtschaftlichen Nutzung der im städtischen Besitz befindlichen Wälder.\*

Im Rahmen einer allgemeinen Verbesserung der Lebensverhältnisse kümmerte sich ein eigens dazu gegründeter Verein um

\* Diese und viele weitere Angaben stammen aus der Magisterarbeit von Sylwia Lezczynska, die sie 2001 unter dem Titel *Theodor Eduard Koerner* an der Kopernikus-Universität in Thorn vorgelegt hat.

die Verschönerung des Stadtbildes; seine Bemühungen flankierte die Verwaltung durch ordnungsrechtliche Verfügungen: Hausbesitzer wurden verpflichtet, mittwochs und samstags vor ihrem Hause zu kehren. Es wurde verboten, flüssige und feste Abfälle auf die Straße zu werfen sowie Wäsche zum Trocknen aus dem Fenster zu hängen. Zudem erfolgte die Warnung, dass Hunde, die herrenlos herumliefen, jederzeit eingefangen und getötet würden, falls sich deren Besitzer nicht binnen drei Tagen gemeldet hätte. Ebenso erging es Hunden, die Passanten anklafften bzw. sogar anfielen oder nachts bellten. Auch alle Vorbauten vor den Hauseingängen, die Beischläge, hatten zu verschwinden.

Zur Förderung der städtischen Wirtschaft wurde 1851 ein Verein für den gewerblichen Fortschritt gegründet. 1852 folgte eine Handelskammer. Deren erster Präsident wurde Gustav Koerner, der 1805 geborene ältere Bruder des Bürgermeisters. Einige Zeit später entstand eine Gasanstalt, die es ab 1859 möglich machte, auf die alten Öllaternen zu verzichten und stattdessen Gaslicht zu nutzen. Dieser Wechsel wurde in Thorn – wie im Europa der damaligen Zeit insgesamt – als erheblicher technischer Fortschritt begrüßt und als untrügliches Kennzeichen von Modernität verstanden. Darüber hinaus ließ Theodor Eduard Koerner Chausseen zu den Nachbarstädten bauen und betrieb nach Kräften den Anschluss der Stadt an das im Entstehen begriffene Eisenbahnnetz. 1861 wurde die Strecke von Bromberg nach Thorn fertiggestellt, 1862 die Verbindung nach Warschau. Der Bau einer Eisenbahnbrücke über die Weichsel erwies sich freilich als noch erheblich aufwändiger. Immerhin konnte das Bauwerk 1873 in Betrieb genommen werden.

Auch im sozialen Bereich entstand Neues. 1844 wurde eine Kinderbewahranstalt gegründet; ein Jahr darauf folgten eine Armendirektion und eine Allgemeine Gesellen-Krankenkasse. Desgleichen wurde die Situation der Schulen verbessert: Vorwiegend aus eigenen Mitteln errichtete die Stadt ein neues Gebäude für das Gymnasium; und der Bau einer höheren Töchterschule wurde zumindest auf den Weg gebracht.

Es haben sich zwei persönliche Dokumente erhalten, die einen Eindruck von den Aufgaben und der verantwortungsvollen Tätigkeit des Bürgermeisters vermitteln. – Das folgende Zitat, das einen Blick in Koerners beruflichen Alltag zu werfen erlaubt, stammt aus einem Brief an seine Frau (vom 22. Juni 1850):

*Auch heute setze ich mich sogleich nach Empfang Deines lieben Briefes v. 19. hin, um mit der Entschuldigung anzufangen, daß diese meine Antwort nicht sehr lang werden wird. Denn es ist schon nach 9 Uhr und ich muß um 10 Uhr schon fortgehen, mit der Absicht, erst Abends spät zurückzukommen. Heute will ich nämlich mit Zuziehung von Kroll 8 noch der Stadt gehörige Baugrundstücke verkaufen, dann habe ich schon seit 8 Tagen den Baubevollmächtigten Rosenau, der in Culm ist, um die Nominalpreise zur Ablösung aller Reallasten mit unseren Commissionsmitgliedern festzusetzen, zu vertreten und sehr viel Geld unter meinem Verschluß; dann ist heute Rechnungstag, dann bin ich um 1 ½ Uhr vom Commandanten zu Mittag eingeladen, das dem*

*commandirenden General Graf Dohna zu Ehre gegeben wird. Dann soll ich noch in den botan. Garten gehn, und endlich ist heute auch Sonnabend; also lauter sehr wichtige Angelegenheiten.*

Das zweite Dokument bietet eine von ihm verfasste Liste mit „Charakteristiken [...] städtischer Beamter“, die zu erkennen gibt, welche Hindernisse bei der strikten Professionalisierung der öffentlichen Verwaltung anscheinend zu überwinden waren:

*Brohm – Reformator des Gymnasiums, Unterschlagung. Löffler – ausgezeichnete Jurist, starb an Alkohol. Diestel – pflichttreuer Beamter, ohne Energie. Drogand – tüchtiger Beamter, er litt an Eitelkeit. Muthius – scharfblickend, tüchtig, Unterschlagung. Poglawski – ehemaliger Domainenverwalter – subaltern. Oloff – oberflächlich, für Stadt nachtheilig, sympathisch. Brauer – vielgeliebter Lebemann, übereilte Äußerungen. Bellen – ohne Energie und Thatkraft. Huhn – fleißiger Beamter, ohne nachhaltigen Erfolg. Langwand – ausdauernd, von beschränktem Gesichtskreis.*

## Der COPERNICUS-VEREIN

1839 war in Thorn ein COPERNICUS-VEREIN gegründet worden. Sein Ziel bestand darin, in der Vaterstadt des berühmten Astronomen für ihn ein Denkmal zu errichten. Friedrich Wilhelm IV. stimmte diesem Vorhaben zu und übernahm das Protektorat. Nachdem Theodor Eduard Koerner drei Jahre danach das Amt des Bürgermeisters übernommen hatte, führte er langwierige Verhandlungen über den Fortgang des Projekts, dessen Finanzierung und nicht zuletzt künstlerische Ausführung, die nach immerhin elf Jahren – 1853 – aber mit der Enthüllung des Denkmals am alten Rathaus einen guten und nachhaltig erfolgreichen Abschluss fanden. Zur Einweihung wurde Carl Maria von Webers 1818 entstandene *Jubel-Ouvertüre* aufgeführt, und es erklang Felix Mendelssohn Bartholdys Festgesang *An die Künstler*. In seiner Festrede stellte der Bürgermeister von Thorn fest:

*Wahrlich, es geschieht nicht darum, um Sein Andenken zu bewahren und zu erhalten; – denn das Andenken von Copernicus ist längst gesenkt in das Wahrheitsbewusstsein aller gebildeten Völker der Erde, und Sein Gedächtnis ist niedergeschrieben mit unvergänglichen leuchtenden Zügen an das Firmament des Himmels. Wohl aber ist ihm ein Denkmal hier gesetzt, um sein Andenken würdig zu ehren.*

Dann ging der Bürgermeister auch auf die Spender ein:

*Aus der Nähe und Ferne, von dem fernen Osten bis zum weiten Westen, selbst aus den Steppen Asiens und den Gebirgen des Kaukasus bis zu dem schottischen Hochlande sind Beiträge für dieses Denkmal hergeflossen und auch die neue Welt ist hierin nicht ganz zurückgeblieben.*

Der COPERNICUS-VEREIN hatte damit sein Ziel erreicht. Aber er wurde nicht aufgelöst, sondern vielmehr umgewandelt in den COPERNICUS-VEREIN FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST ZU THORN, der am 19. Februar 1854 gegründet wurde. Dessen Satzung hatte



Theodor Eduard Koerner konzipiert, und er übernahm selbst den Vorsitz. Dieser Verein veröffentlichte nicht nur wissenschaftliche Aufsätze oder organisierte Vortragsreihen, sondern initiierte und förderte auch eine Sammlungstätigkeit, die die Basis für städtische museale Sammlungen legte; von hier nahm die Gründung des Stadtarchivs ihren Ausgang. Schließlich wurde auch eine eigene Vereinsbibliothek eingerichtet, deren Bestände erheblich bereichert wurden, als ihr der Sohn des Bürgermeisters 1896 die Bücher seines Vaters schenkte. Dort entstand auch schon eine Kollektion von Fotos, auf denen bemerkenswerte Gebäude der Stadt festgehalten waren. Diese Sammlung wurde „Koerner-Album“ genannt.

## Der Wissenschaftler und Publizist

Theodor Eduard Koerner war nicht nur fortschrittlich eingestellt, sondern hatte, wie bereits das „Koerner-Album“ zeigt, auch ein ausgeprägtes historisches Bewusstsein, einen Sinn für die Geschichte der Stadt und das Bewahren ihrer alten Baudenkmäler. Schon 1847 veröffentlichte er – „Zum Besten der Kleinkinder-Bewahranstalt“ – einen *Führer durch Thorn, enthaltend eine historisch-politische Uebersicht und ein vollständiges Verzeichniß von allem, was zur Kenntnis der Stadt und ihrer Denkwürdigkeiten gehört*. 1870 folgte eine weitere vergleichbare Veröffentlichung über *Thorn, seine ehemalige Bedeutsamkeit und seine alten Baudenkmäler*.

Noch erheblich breiter gefasst ist die Perspektive der inhaltsreichen zweibändigen Schrift zur Geschichte Thorns von 1798 bis 1860, die allerdings nicht publiziert wurde, aber zumindest handschriftlich im Staatlichen Archiv von Thorn erhalten ist. Neben seinen geschichtlichen Interessen unterzog sich Theodor Eduard Koerner der Aufgabe, am Ende seiner Amtszeit eine Grundfrage des modernen Gemeinwesens vor dem Horizont seiner eigenen vieljährigen Erfahrungen systematisch zu reflektieren. 1872 erschien seine Schrift *Der Beruf des Staates und der Gemeinde in der sozialen Frage*. Unerwähnt soll schließlich nicht bleiben, dass er im September 1871, nur 14 Monate nach dem entsprechenden Beschluss des 1. Vatikanischen Konzils, ein Manuskript verfasste und sogleich zum Druck gab, in dem er sich ebenso nüchtern wie kritisch mit dem *Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes* auseinandersetzte.\*\*

## Die „Große“ Politik

In seine Zeit als Bürgermeister fiel das Jahr 1848, in dem ringsum Bürger aufbegehrten. Es bildeten sich zwar auch in Thorn politische Klubs, die „Revolution“ verlief aber auffällig ruhig. Koerner gehörte einem konservativen Klub an, der immerhin für eine konstitutionelle preußische Monarchie plädierte. Sie kam dann 1850 tatsächlich, jedoch vom König erlassen, als „oktroyierte Verfassung“ mit Dreiklassenwahlrecht, dem Herrenhaus

und anderen Vorgaben. Von 1854 bis 1871 war auch Koerner Mitglied des Preußischen Herrenhauses. Als er dort seine Tätigkeit aufnahm, sprach ihn sein Schwager Ferdinand Werner auf das Problem an, dass die Ehre und gesellschaftliche Anerkennung, die solch eine allein der Repräsentation dienende Mitgliedschaft durchaus einbringt, nicht nur an einen Verzicht auf ernsthafte politische Wirkungsmöglichkeiten gekoppelt sei, sondern sogar das Privatvermögen nicht unerheblich belaste. Diese kritische Anmerkung findet sich in einem Brief vom 22. Oktober 1854, hatte auf Koerner aber augenscheinlich keinen nachhaltigen Eindruck gemacht:

*Als ich vor einiger Zeit von meiner Frau hörte, daß Du wahrscheinlich nach Berlin gehen wirst um dort einen Platz in der Kammer einzunehmen, muß ich Dir ganz offen gestehen, daß mir [!] diese Nachricht gar nicht freute, in dem ich die individuelle Ueberzeugung habe, daß so ehrenhaft dieses auch für Dich ist, ihr dadurch in finanzieller Hinsicht mit jedem Jahr zurückkommen werdet, ob ich darin recht habe werdet Ihr am besten selbst, als die nächsten und einzigen Kontrolere [!] Eurer Einnahmen und Ausgaben beurtheilen mögen. – Auch bezweifle ich, mein lieber Schwager daß durch die Sitzungen ein individueller Nutzen für Dich in administrativer Hinsicht, sich herausstellen wird, obgleich ich gern einräume, daß bei Sitzungen von gebildeten Personen sich so manches erlernen läßt, in dessen kann dieses nur dann der Fall sein, wenn diese Personen gediegene Praktiker sind und nicht leere Worte, wie zur Zierde herum machen, wie solches wohl zu oft geschieht. Für jetzt lieber Schwager wird sich die Sache wohl schwerlich ändern lassen, weil von Deiner Seite bei der Kandidatur nicht vorgebeugt worden und werde ich gewiß auf dieses Thema, das verspreche ich Dir, nicht mehr zurückkommen und wenn ich es jetzt berührt, so geschah es durch Deine Veranlassung.*

\* \* \*

Nachdem Theodor Eduard Koerner 1872 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand getreten war, zog er sich auf sein Gut Hofleben zurück – dessen Bewirtschaftung sein Sohn Theodor Carl Friedrich übernommen hatte –, ließ sich aber auch weiterhin oft in der Stadt sehen, wo er über sein Haus am Neustädtischen Markt verfügte. – Nachdem Koerner am 7. Mai des Jahres 1891 verstorben war, fasste der COPERNICUS-VEREIN in seinem Nachruf noch einmal zusammen, was die Stadt ihrem langjährigen Bürgermeister verdankt: dass er nach seinem Amtsantritte „mit starker Hand das Verwaltungswesen geordnet“ hat, dass er sein Amt stets ebenso „loyal, gewissenhaft und gerecht“ wie entschieden verwaltete, zukunftsweisende Investitionen tätigte und Einrichtungen schuf, dass er unter schwierigen politischen Verhältnissen „das Schiff mit Festigkeit gelenkt“ und nicht zuletzt auch der Vereinstätigkeit „überall freie Bahn verschafft“ hat. Angesichts dieser Leistungen ist leicht nachzuvollziehen, dass die Stadt ihres Ehrenbürgers Theodor Eduard Koerner bis heute mit Respekt und Dankbarkeit gedenkt. ✎ Andreas Koerner

\*\* Dieser Beitrag zum Verständnis des Rechts und zur Wahrung des Rechtsbewußtseins im Glaubensstreite ist ebenso wie die genannten anderen Titel – und auch die 1843 in Berlin veröffentlichte Monographie *Das unbewegliche Eigenthum nach preußischem Rechte* – als Digitalisat im Internet verfügbar.

# Verwandelnde Kraft des gemeinsamen Erinnerns

Annette Kurschus über die Aufarbeitung der deutsch-polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts in der evangelischen Kirche



**Zur Person:** Dr. h. c. Annette Kurschus ist Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, stellvertretende Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und Beauftragte des Rates der EKD für die deutsch-polnischen Beziehungen.

*TILMAN ASMUS FISCHER: Präses Kurschus, welche Impulse konnten im Rahmen des offiziellen Gedenkens zum 80. Jahrestag des Überfalls auf Polen 2019 gesetzt werden, wie es das Buch Geteilte Erinnerung – versöhnte Geschichte? exemplarisch dokumentiert?*

ANNETTE KURSCHUS: Den 80. Jahrestag des deutschen Überfalls auf Polen haben wir, die Evangelische Kirche in Deutschland, gemeinsam mit unseren Partnern im Polnischen Ökumenischen Rat zum Anlass genommen, in Warschau einen ökumenischen Gedenk- und Friedensgottesdienst zu feiern. In ihrer jeweiligen polnischen oder deutschen Muttersprache kamen darin Menschen zu Wort, die das Leid hautnah erlebt haben und trotzdem – oder gerade deshalb – über Jahrzehnte hinweg behutsame Schritte aufeinander zu gegangen sind. Welche verwandelnde Kraft das gemeinsame Erinnern in sich birgt und wie es uns ermutigt, den Weg der Versöhnung konsequent weiterzugehen, wurde an diesem Tag spürbar.

*Welche Akzente wiederum setzt der von Ihnen mitverantwortete Sammelband für die kritische Auseinandersetzung mit den Jahren von Nationalsozialismus und Krieg, die 2020 vor 75 Jahren endeten?*

Unser Band versammelt teils unveröffentlichte Forschungsbeiträge, die aus der Arbeit der sog. Gemeinsamen Kirchengeschichts-

kommission des Rates der EKD und des Polnischen Ökumenischen Rates hervorgegangen sind. Die Kommission hat ihre Arbeit im Wendejahr 1989 aufgenommen und in vielfacher Hinsicht Neuland betreten. Zum ersten Mal überhaupt haben sich deutsche und polnische Forscher gemeinsam einem Zeitabschnitt zugewandt, der auf beiden Seiten mit traumatischen Erinnerungen verbunden ist. Auf deutscher Seite haben sie uns mehr und mehr zu verstehen gegeben, wie tief unselige Ideologien und nationalsozialistische Propaganda auch unsere kirchliche Haltung gegenüber unseren polnischen Nachbarn geprägt haben – übrigens bis weit über 1945 hinaus. Insofern dokumentiert unser Sammelband, wie wichtig die historische Aufarbeitung dieser unheilvollen Verästelungen für den Verständigungs- und Versöhnungsprozess zwischen Polen und Deutschen bis heute ist. Unsere Erinnerungskultur braucht die historische Expertise, nicht nur um das Vergangene zu verstehen, sondern auch unsere gegenwärtige Verantwortung zu begreifen.

*1945 bedeutete zugleich insofern eine historische Zäsur, als eine nicht gewaltlose Nachkriegszeit und letztlich Jahrzehnte der Blockkonfrontation folgten. Welche Aspekte dieser spannungsreichen Phase werden von den Autoren beleuchtet?*

Die Beiträge zur Entwicklung in den Nachkriegsjahren arbeiten die verheerenden Folgen des Nationalsozialismus, die Konsequenzen der territorial-politischen Veränderungen und die Auswirkungen der kommunistischen Regime auf die Kirchen in Polen und in Deutschland auf. Sie decken Versuche ihrer Instrumentalisierung auf, aber auch die zarten Neuanfänge der Annäherung. Exemplarisch verweise ich auf die Arbeit meines Mit-herausgebers Dr. Bernd Krebs, der sich um die Erforschung der deutsch-polnischen Beziehungen in besonderer Weise verdient gemacht hat, und die seines polnischen Kollegen Jarosław Kłaczko. Es ist

ein Erfolg der Gemeinsamen Kirchengeschichtskommission, dass zur Erforschung dieser wichtigen Phase neben deutschen Quellen erstmals auch Quellen aus kirchlichen Archiven in Polen genutzt wurden. Nur so konnte ein differenziertes Bild entstehen.

*Wie ist vor dem Hintergrund dieser Rahmenbedingungen das historische Versöhnungswerk evangelischer Christen diesseits und jenseits von Oder und Neiße zu bewerten?*

Tatsächlich wird man sagen dürfen, dass der Verständigungs- und Versöhnungsprozess zwischen Deutschland und Polen, der ja ein Meilenstein zur Überwindung der Teilung Europas war, wesentlich von den Kirchen in Deutschland und Polen mitgestaltet und befördert wurde. Er begann leise und unscheinbar durch Einzelkontakte, Gemeindebesuche und erste Partnerschaften. Historische Bedeutung erlangte daraufhin die sog. „Ostdenkschrift“ der EKD aus dem Jahr 1965, die in grundsätzlicher Weise die Frage nach dem Verhältnis zu den polnischen Nachbarn gestellt hat und damit der Annäherung auf politischer Ebene den Boden bereitete. Aber, und das betone ich ausdrücklich, es waren nicht nur evangelische Christen an diesem Prozess maßgeblich beteiligt. Ich erinnere an einen Brief desselben Jahres, worin katholische polnische Bischöfe an ihre deutschen Amtskollegen schrieben: „Wir vergeben und wir bitten um Vergebung“. Auch das war ein Meilenstein.

*Welchen Beitrag können die protestantischen Kirchen in Deutschland und Polen zum grenzübergreifenden Miteinander heute erbringen, da die Beziehungen zwischen dem westlichen und östlichen Europa auf neuartige Weise angespannt sind?*



Bernd Krebs/Annette Kurschus/Dirk Stelter (Hrsg.)  
**Geteilte Erinnerung – versöhnte Geschichte?**  
Deutsche und polnische Protestanten im  
Spannungsfeld der Ideologien des 20. Jahrhunderts  
Stuttgart: Kohlhammer, 2020  
258 S., € 29,-  
ISBN 9783170381520672

Die spannungsvolle geteilte Geschichte Deutschlands und Europas ist bis heute wirkmächtig – dies zeigten zum einen die Gedenktage der beiden vergangenen Jahre, die sich auf die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges bezogen: der 80. Jahrestag seines Beginns 1939 und die 75. Wiederkehr seines Endes. Zum anderen manifestiert sich die fortwährende Gegenwärtigkeit dieser Brechungen auch in den anhaltenden Debatten, die sich über die Traditionspflege der Bundeswehr entsponnen haben. – In zwei Interviews werden diese beiden Problemstellen der Erinnerungskultur – und Erinnerungspolitik – genauer beleuchtet. Dabei geht es einestheils um die kritische Aufarbeitung der deutschen bzw. deutsch-polnischen Geschichte, andertheils um die prägende Kraft von historischen Traumata und geschichtspolitischen Interventionen.



**Zur Person:** Prof. Dr. Sönke Neitzel ist Professor für Militärgeschichte / Kulturgeschichte der Gewalt an der Universität Potsdam und Kuratoriumsmitglied der Konrad-Adenauer-Stiftung. Er gehört u. a. dem Beirat des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge an.

*TILMAN ASMUS FISCHER: Professor Neitzel, im August 1957 gratulierte das Bundesorgan der Landsmannschaft Westpreußen deren stellvertretendem Sprecher General a.D. Walther K. Nehring zum 65. Geburtstag. Die Meldung, welche ein Bild des Jubilars in Uniform ziert, würdigt die militärischen Erfolge des Ritterkreuzträgers im Zweiten Weltkrieg, u. a. als Kommandierender General des Deutschen Afrikakorps, und beziffert, er sei „fünfmal verwundet“ worden, „davon zweimal als General“. In welchem Sinne ist diese Personalmeldung symptomatisch für das Bild der Wehrmacht in der Zivilgesellschaft der jungen Bundesrepublik?*

SÖNKE NEITZEL: Weite Teile der Gesellschaft sahen in hoch ausgezeichneten Soldaten wie Walther Nehring Vorbilder, Repräsentanten einer Wehrmacht, die als eine der besten Armeen der Welt galt. Nehring umwehte der Nimbus der deutschen Panzertruppe – er war in Frankreich, der Sowjetunion und Afrika an vielen Siegen der Wehrmacht beteiligt. In dem

Gerade in der gegenwärtigen Situation, in der die Vorbehalte zwischen europäischen Partnern und Nachbarn wieder größer zu werden drohen, in der rechtspopulistische Kräfte Sand ins Getriebe des Versöhnungsprozesses streuen und Öl ins Feuer alter Ressentiments gießen, kommt den starken Beziehungen zwischen unseren Kirchen eine wichtige Bedeutung zu. Ich denke an die vielen Gemeindeparterschaften, die den Dialog fördern und aufrechterhalten. Und ich denke an die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwi-

schen der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Polnischen Ökumenischen Rat und ihre jahrzehntelange gute Tradition. Gemeinsam mit unseren polnischen Partnern beobachten wir die Entwicklungen in Europa mit Sorge. Wir werden nicht tatenlos zusehen, wie rückwärtsgewandte Geister den Versöhnungs- und Friedensprozess in Europa umkehren.

st Die Fragen stellte Tilman Asmus Fischer  
(DIE KIRCHE 45/2020)

## Im Schatten des Vernichtungskrieges

### Sönke Neitzel über geschichtspolitische Debatten um die deutschen Streitkräfte

zerstörten, besetzten und geteilten Land blieb aus den Kriegsjahren nicht mehr viel, auf das man sich positiv beziehen konnte. Der Nimbus der einstigen militärischen Erfolge, der Siegeslauf der ersten Kriegshälfte, auch die Überzeugung, eigentlich die beste Armee der Welt gehabt zu haben, das waren für Millionen Deutsche wichtige Bezugspunkte, die Nehring symbolisierte. Und über solche Personen ließen sich Millionen ehemaliger Wehrmachtssoldaten in den neuen Staat integrieren. Über den Vernichtungskrieg wurde dabei natürlich nicht gesprochen.

*Der fünffach verwundete Ritterkreuzträger Nehring dürfte gewiss dem Bild der „Deutschen Krieger“ entsprechen, die ihrem neuesten Buch den Titel gegeben haben. Was hat es mit diesem Soldatenbild auf sich – und welche Bedeutung kommt ihm in den heutigen deutschen Streitkräften zu?*

Dass Streitkräfte dazu da sind, militärische Gewalt anzudrohen oder anzuwenden, ist über Jahrhunderte Allgemeingut gewesen. Die Katastrophen des Zweiten Weltkrieges veränderten gerade in der Bundesrepublik aber das Verhältnis zum Militär grundlegend, zumal der Krieg in Zeiten von Atomwaffen nicht mehr als sinnvolle Option der Politik gelten konnte. Soldaten wurden nun nicht mehr nur von der Logik des Krieges her gedacht, sondern immer mehr vom Alltag des Friedens. Und nach

1990, mit dem Ende des Kalten Krieges, wurden keine „Krieger“ mehr gebraucht. Es ging ums Retten, Schützen und Helfen, nicht mehr ums Kämpfen. In der Kampftruppe selbst denkt man sicher anders, hier wird das scharfe Ende des Berufes sehr ernst genommen. Aber der Alltag der Bundeswehr wird heute – etwas überspitzt formuliert – vom Frieden und der Europäischen Arbeitszeitrichtlinie bestimmt, nicht von Kampfeinsätzen. Mit denen hardert die Gesellschaft, zumal die Erfahrungen von Afghanistan berechtigten Zweifel an dem Sinn solcher Operationen schüren. Schon der Begriff „Krieger“ erscheint uns daher vollkommen aus der Zeit gefallen.

*In welchem Verhältnis stehen die gelebte Traditionspflege der Truppe und die offizielle Geschichtspolitik des Bundesministeriums der Verteidigung?*

Der offizielle Traditionsbegriff ist im Wesentlichen ein politischer, der sich an den Werten und Normen des Grundgesetzes orientiert und damit an den Grundfesten unserer Demokratie. In der Truppe gibt es daneben aber durchaus noch ein anderes, gewisser-



Sönke Neitzel

**Deutsche Krieger.  
Vom Kaiserreich zur Berliner Republik –  
eine Militärgeschichte**

Berlin: Propyläen, 2020  
816 S., € 35,-  
ISBN 9783549076477

maßen inoffizielles Traditionsbild, das sich auch an handwerklichen Vorbildern orientiert. Und auf dieser Ebene spielt die Zeit vor 1945 eine stärkere Rolle – wenngleich die Bezüge zu einzelnen Wehrmachtssoldaten oder Offizieren der kaiserlichen Armee bzw. aus den Befreiungskriegen sicher mit der Zeit immer weniger werden. Wie man mit dem Bedürfnis gerade der Kampftruppen nach „artgerechten“ Vorbildern, also nach solchen, die auch gekämpft haben, umgehen soll, ist bislang ein Problem, dem eher mit Verboten, denn mit konstruktiven Ideen begegnet wird.

*Dem idealisierten Bild der Wehrmacht und der „Deutschen Krieger“ stehen Narrative gegenüber, die sich einer dezidiert kritischen Perspektive auf die deutsche Militärgeschichte verdanken. Einige von ihnen beleuchten Sie in Ihrem Buch. Lassen Sie uns zwei von ihnen aufgreifen: die gesamtgesellschaftliche Militarisierung des kaiserzeitlichen Preußens und die Reichswehr der Weimarer Republik als „Staat im Staate“. Wie steht es um das Recht und die Grenzen dieser Deutungsmuster?*

Nach meiner Interpretation schießen diese Perspektiven übers Ziel hinaus. Gewiss hatte das Militär in Staat und Gesellschaft des Kaiserreiches eine starke Stellung, aber sie war weniger umfassend als dieses Narrativ vorgibt. Dasselbe gilt für den „Staat im Staate“. Das Schlagwort fehlt in keiner Fernsehdokumentation, keinem Zeitungsartikel und steht auch im aktuellen Traditionserlass. Es trifft meines Erachtens aber nicht zu, denn viele Teile der Gesellschaft haderten ebenso wie das Militär mit der Republik, teilten die Werte und Normen der Reichswehr. Sie war in Staat und Gesellschaft gewiss kein Fremdkörper.

*Seit 1999 ist die Bundeswehr an Kriegseinsätzen beteiligt. Warum konnte es seither nicht zu einer nennenswerten eigenen Traditionsbildung kommen, die eine Alternative bzw. Ergänzung zu Bezugnahmen auf die vorbundesrepublikanische Militärgeschichte darstellen könnte?*

Die Bundeswehr war ein Meister darin, Traditionen zu zerstören, aber tat sich immer schwer damit, neue aufzubauen. Das lag gewiss auch daran, dass auf allerhöchster Ebene diesem Thema bis heute zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es ging immer eher darum, sich schrittweise von der Wehrmacht zu trennen, aber nicht um die Frage, was an neuer Tradition an diese Stelle treten sollte. Die Traditionsdebatte erscheint als ein vermintes Gelände, das man zu umschiffen sucht. Dies auch, weil man fürchtet, dass das Herausstellen der Kampfeinsätze in der Traditionsarbeit in der Gesellschaft kritisch gesehen werden könnte.

*1939 hatte das Deutsche Reich die Republik Polen überfallen. Spätestens nach der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim 75 Jahre später ist Polen – neben anderen ostmitteleuropäischen Staaten – auf die Fähigkeit der Bundesrepublik zur Bündnisverteidigung angewiesen. Wie steht es um diese, und was hat der Zustand der Bundeswehr auch mit geschichtspolitischen Debatten der vergangenen Jahrzehnte zu tun?*

Um die Einsatzfähigkeit der Bundeswehr in der Bündnisverteidigung steht es trotz aller Trendwenden schlecht. Die Lage ist in den letzten fünf Jahren etwas besser geworden, aber am Urteil der nur sehr bedingten Einsatzbereitschaft hat sich nichts geändert. Die

Polen können – leider – von den Deutschen nur wenig substantielle Unterstützung erwarten. Die Gründe dafür sind vielfältig. Es liegt gewiss nicht nur an der historischen Erfahrung der Deutschen, von denen sehr viele nach Weltkrieg und Holocaust vom Militär die Nase voll haben. In den frühen 2000er Jahren konzentrierte man sich auf die Auslandseinsätze und gab angesichts der weltpolitischen Lage die Bündnisverteidigung de facto auf. Dies war aus der damaligen Situation heraus gewiss nachvollziehbar, hatte aber zur Folge, dass man ab 2014, als mit der Ukrainekrise das Thema wieder auf die Agenda kam, beinahe nackt dastand.

*Mit Blick auf die heutige Bundeswehr können Sie in Ihrem Buch gar von „strukturellem Pazifismus“ sprechen. Sind die Streitkräfte damit beim Gegenteil der „Deutschen Krieger“ angekommen – und, wenn ja, besteht Aussicht auf einen Mittelweg jenseits beider Extreme?*

Es wäre sicher sinnvoll, wenn die Bundeswehr strukturell auch kampffähig wäre, zumindest verlangt das die NATO und ist auch der Anspruch in der Truppe selbst. Ich glaube aber nicht, dass sich am strukturellen Pazifismus auf absehbare Zeit etwas ändern wird. Die Deutschen fühlen sich einfach nicht so sehr bedroht und der Kulturbruch des Vernichtungskrieges bestimmt bis heute den Diskurs über Krieg und Militär. So wird sich die Politik zwischen außenpolitischen Anforderungen der NATO und innenpolitischen Zwängen weiter durchwurschteln.

st Die Fragen stellte Tilman Asmus Fischer  
(DOD 6/2020)

## Nach Trump: Zwischen Rechtspopulismus und militärischer Bedrohung

Sicherheitspolitische Perspektiven für Polen, Deutschland und Europa unter der Administration Biden

VON TILMAN ASMUS FISCHER

Die in den vergangenen Jahren gewachsenen Spannungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen – die wiederum Teil einer wachsenden Spaltung zwischen westlichen und östlichen EU-Mitgliedsstaaten sind – hatten eine markante Spielart in den gegensätzlichen Haltungen zur US-Regierung unter Präsident Trump. Dies zeigte sich vor allem

auf dem Feld der Sicherheitspolitik. Eröffnet der Einzug von Joe Biden ins Weiße Haus daher auch neue Perspektiven für Deutschland, Polen und die EU? Angesichts der Einschätzungen von Kennern der transatlantischen Beziehungen besteht durchaus Grund zur Hoffnung.

„Während der Trump-Administration war eine deutliche Annäherung Polens an die Vereinigten

Staaten festzustellen, und zwar nicht nur, aber besonders auf sicherheitspolitischem Gebiet; im Übrigen beispielsweise auch hinsichtlich der ‚Drei-Meere-Initiative‘ und auf dem Energiegebiet“, resümiert der Zeithistoriker **Brigadegeneral a. D. Dr. Klaus Wittmann, Lehrbeauftragter an der Universität Potsdam:** Die USA unterstützten das wirtschafts-, energie- und

sicherheitspolitische Bündnis von zwölf mittel-/ostmitteleuropäischen EU-Staaten vom Baltikum bis Kroatien bzw. Bulgarien und stellen sich gegen die deutsch-russische Pipeline NORD STREAM 2. Sicherheitspolitisch sei die Besorgnis gegenüber Russland seit der Krim-Annektion und dem Krieg im Donbass in Polen ähnlich virulent wie in den baltischen Staaten. Die USA gälten dabei als Sicherheitsgarant und unersetzlicher Partner. „Das drückt sich aus“, so Wittmann, „im Bemühen um mehr stationierte US-Truppen, in Übungen, Rüstungsabkommen u.ä.; natürlich gab es während dieser Zeit auch einen gewissen Gleichklang in rechtspopulistischer Hinsicht“.

Diese Entwicklung hinge freilich auch mit einem gewissen Misstrauen Polens gegenüber seinen westlichen NATO-Alliierten zusammen: „Entscheidend sind die deutsch-französische Dominanz in der EU sowie bezüglich Deutschland dessen vermeintliches Entgegenkommen gegenüber Russland, pazifistische Versuchungen und die Vernachlässigung der Verpflichtungen gegenüber dem Bündnis. Der aus alledem resultierende Bilateralismus mit den USA kann die NATO-Kohäsion schwächen.“ Was wäre der deutschen Seite zu empfehlen? Wittmann rät: „Demonstrative Erfüllung der Zusagen im Bündnis, offene Ansprache polnischen Misstrauens, freimütiges Austragen divergierender Ansichten über Russland (einschließlich dem Beharren auf NORD STREAM 2) – und enge Abstimmung, für die Kai-Olaf Lang von der Stiftung Wissenschaft und Politik einen Deutsch-Polnischen Sicherheitsrat vorschlägt und ich gern auch das ‚Weimarer Dreieck‘ aktiviert sehen würde.“

Eine Stärkung des „Weimarer Dreiecks“ scheint auch vor dem Hintergrund der asynchronen versöhnungspolitischen Geschichte Deutschlands mit seinen nordöstlichen und südwestlichen Nachbarn geboten zu sein: „Deutschlands Westbindung hat historisch zu mindestens gleichen Teilen auf Washington D.C. und Paris gefußt“, erläutert **Philipp Mühl, Vorsitzender der Dialoginitiative ATLANTIC COMMUNITY**. Die Aussöhnung zwischen den ehemaligen „Erbsfeinden“ sei bis heute ein Grundpfeiler nachkriegsdeutscher Geschichte: „Die USA wirk-

ten dabei als stabilisierender Faktor, der die zentrifugalen Kräfte Nachkriegseuropas einzudämmen wusste. Zeitgleich war die deutsche Annäherung an Polen nach dem Zweiten Weltkrieg gleichsam schwieriger, ächzte Warschau doch bis 1989 unter sowjetischer Unterdrückung auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs, wengleich Brandts Kniefall den deutschen Wil-



*Ziemlich beste Freunde – die Staatspräsidenten Andrzej Duda und Donald Trump 2017 im Warschauer Königsschloss*

len zur Versöhnung gegenüber Polen betonte.“ Dies vermag für Mühl zu erklären, warum deutsche Stimmen in ihren sicherheitspolitischen Diskussionen Osteuropa und seine Interessen allzu gerne übersehen und damit ignorieren, dass das neo-autoritäre Russland für unsere östlichen Nachbarn eine essentielle Bedrohung darstellt.“

Für **Dr. Karl-Heinz Brunner MdB (SPD), Mitglied der Parlamentarischen Versammlung der NATO**, sind die zurückliegenden verteidigungspolitischen Divergenzen zugleich im Zusammenhang mit Verwerfungen der politischen Kultur zu betrachten: „Einfache Antworten, Schwarz-Weiß-Denken, das ist die Nahrung, aus der Populisten – Rechtspopulisten allemal – ihre Berechtigung speisen. Da passte Donald Trump wunderbar zu Jarosław Kaczyński. Trump twittert und sein polnischer Kollege reagiert wie erwartet. US-Truppen aus Deutschland raus – na, dann halt nach Polen. Bilateralismus pur!“ Wird mit Joe Biden nun alles anders? „Wohl eher nicht“, meint Brunner – jedoch: „Es besteht Hoffnung, dass Sicherheits- und Verteidigungspolitik im White House wieder als Bündnisaufgabe gesehen werden, dass das friedensstiftende Element des Wertebündnisses NATO wieder zur Geltung kommt.“ Die Verlängerung des New-

Start-Abkommens mit Russland und der vom Kongress ausgesetzte Truppenabzug stimmen Brunner zuversichtlich. Beides sei „kein Affront, wie die PiS dies meint“, sondern deute auf eine realistische Perspektive hin: „Nämlich, dass Sicherheit nur stark und multilateral möglich ist.“ Dass Biden bei seiner Amtseinführung betonte, die Beziehungen zu den Verbündeten

wiederaufbauen zu wollen, sei großartig: „Dazu gehört natürlich Polen, jedoch auch die gesamte Europäische Union. Das ist nicht einfach, das geschieht nicht schnell. Jedoch es kann Frieden sichern. Und das wollen wir doch alle.“

In den Augen von **Philipp Mühl** besteht mit Präsident Biden für Deutschland die realistische Chance, „die NATO als zentrales Sicherheitsbündnis Europas aufzuwerten“. Berlin könne es sich wieder öffentlich wirksam leisten, nicht nur ausschließlich auf Paris zu schauen, das historisch lieber weniger als

mehr USA in Europa sehen würde: „Berlin muss sich somit als Gelenk zwischen den Franzosen und Amerikanern sehen, um ein verteidigungsfähiges, mit Amerika strategisch-verzweigtes Europa zu etablieren.“ Dies gehe militärisch nur mit der – letztlich auch Europa einigenden – NATO, die die osteuropäischen Sicherheitsinteressen verfestigte, und einem sowohl technisch als auch politisch fähigem Europa.

„Die Steigerung der europäischen Fähigkeiten – was so gerne als ‚strategische Autonomie‘ bezeichnet wird – mit der Stärkung der NATO zu verbinden“, so Mühl, „ist dabei allein schon durch Deutschlands historische Verantwortung gegenüber Polens Sicherheit gefordert“. Diese „strategische Autonomie“ – lange als „stadtfeine Entgegnung zu ‚America First‘“ gepflegt – demgegenüber mit der Vorstellung zu verknüpfen, ohne Partner bestehen zu können, sei nicht nur realitätsfern: „Es ist verantwortungslos und würde nicht nur Polen, sondern auch den anderen mittel- und osteuropäischen und insbesondere baltischen Staaten mittelfristig die Perspektive entziehen, wie ihre Sicherheit durch den Westen gegeben sein soll.“



Christoph Jahr  
**Blut und Eisen. Wie Preußen Deutschland erzwang – 1864–1871**

München: C. H. Beck, 2020; 368 S., mit 20 Abbildungen und 5 Karten, Hardcover, € 26,95 – ISBN 978-3-406-75542-2

Die Paulskirche war 1848/49 mit ihrem Versuch gescheitert, einen deutschen Nationalstaat zu gründen. Doch die „deutsche Frage“ blieb offen, bis im Januar 1871 das preußisch dominierte deutsche Kaiserreich ausgerufen wurde. Nichts war alternativlos und alles hätte anders kommen können. Die Art und Weise, wie Preußen Deutschland erzwang, hatte

aber Konsequenzen, die bis heute fortwirken. Christoph Jahr verbindet die dramatischen Ereignisse der 1860er Jahre mit den großen Trends der Zeit und verknüpft die Perspektive von oben mit den Erfahrungen von unten. Dabei zeigt er, dass die zynische Machtpolitik Bismarcks viele Kritiker fand und die Widerstände gegen die Reichsgründung groß waren – die Zeitgenossen am Ende allerdings keine Alternative sahen.

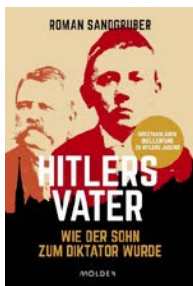


Aleida Assmann  
**Die Wiedererfindung der Nation. Warum wir sie fürchten und warum wir sie brauchen**

München: C. H. Beck, 2020; 334 S., geb., € 18,00 – ISBN 978-3-406-76634-3

Bei Intellektuellen steht der Begriff der Nation unter Generalverdacht. Doch wer sagt denn, dass Nation automatisch ethnische Homogenität und eine ‚Volksgemeinschaft‘ bedeutet, die andere ausschließt? Die Friedenspreisträgerin Aleida Assmann ruft dazu auf, die Nation neu zu denken und sie gegen ihre Verächter zu ver-

teidigen. Die Tabuisierung der Nation hat in Deutschland zu einem Mangel an Aufklärung und Diskussion über Sinn und Rolle der Nation geführt. Dieses Buch möchte zu einer solchen Debatte anregen: Es plädiert für die Wiedererfindung einer Form von Nation, die sich als demokratisch, zivil und divers versteht und sich solidarisch auf die gewaltigen Zukunftsaufgaben einstellen kann.



Roman Sandgruber  
**Hitlers Vater. Wie der Sohn zum Diktator wurde**

Wien: Molden, 2021; 272 S., Hardcover, € 29,00 – ISBN 978-3-222-15066-1

Ein spektakulärer Quellenfund änderte radikal das Bild, das wir uns bislang über Adolf Hitlers Vater Alois und die Familie Hitler gemacht haben: ein dickes Bündel vergilbter Briefe des Vaters in gestochener Kurrentschrift, das sich auf einem Dachboden über den Kahlschlag der NS-Zeit hinwegrettete und das dem Historiker Roman

Sandgruber in die Hände fiel. Die 31 Briefe eröffnen einen völlig neuen und genaueren Blick auf die väterliche Persönlichkeit, die den jungen Adolf Hitler maßgeblich prägte; denn immer noch, und immer wieder, bewegt uns die Frage: Wie konnte ein Kind aus der oberösterreichischen Provinz, ein Versager und Autodidakt, einen derartigen Aufstieg schaffen?



Heike Carstensen  
**Julie Wolfthorn. Mit Pinsel und Palette bewaffnet, will ich mir die Welt erobern**

Berlin: Hentrich & Hentrich, 2020; 87 S. mit 25 Farbabb., kart., € 9,90 (Jüdische Miniaturen. 228.) – ISBN 978-3-95565-289-0

Die Graphikerin und Malerin Julie Wolfthorn (1864–1944) gehörte vor rund 100 Jahren zu Deutschlands anerkanntesten Künstlerinnen. Julie Wolfthorn stammte aus dem westpreußischen Thorn, lebte von Jugend an in Berlin und wurde als Jüdin Opfer der Shoah. In diesem biographischen Abriss wird ihr Weg von Thorn nach Theresienstadt nachgezeichnet. Ihr Alltag war geprägt von Arbeits-

aufträgen und -reisen. Ihre Porträtkunst machte sie bekannt. Sie war aktiv in vielen Vereinigungen und prägte das kulturelle Leben Berlins mit.

Die Verfolgung durch die Nationalsozialisten vermochte, dass sie bis in die 1990er Jahre vergessen blieb. Ihre späte Wiederentdeckung hängt aber auch damit zusammen, dass die Kunstgeschichte Künstlerinnen generell lange Zeit nahezu unbeachtet ließ.



Christine von Brühl  
**Schwäne in Weiß und Gold. Geschichte einer Familie**

Berlin: Aufbau Verlag, 2021; 352 S., geb., € 24,00 – ISBN 978-3-351-03781-9

Christine von Brühl, Nachfahrin des Politikers Heinrich Graf von Brühl (1700–1763), begibt sich auf die Spuren ihrer Familie, die sie immer wieder in die Dresdner Porzellansammlung führen – denn ihre Geschichte ist aufs Engste mit dem Brühlschen Schwanenservice verbunden. Es stammt aus der Manufaktur Meissen und war das

erste Porzellan von derart gestalterischer Pracht. Seine Fragilität ist von höchster Symbolkraft: Nach Kriegen und Flucht ist ein Großteil der ursprünglich 3.000 wertvollen Exponate verloren. Wenige Hundert aber konnten gerettet werden. Eine Erkundungsreise über die Zerbrechlichkeit von Ruhm und Besitz, den Zauber des „Weißen Goldes“ und die Kraft von Erinnerung.

# Impressum

**Herausgeber und Verlag:** Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende  
Ulrich Bonk (v.i.S.d.P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

**Sparkasse Münsterland Ost, Münster:**

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51  
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung  
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld  
(sekretariat@der-westpreusse.de)

**Redaktion:**

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /  
*Redaktionsleiter;* Dr. Joanna Szkolnicka  
(j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) / Ressort PANORAMA;  
Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /  
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;  
Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) / *Text-  
und Bildredaktion*

**Korrespondentinnen und Korrespondenten:**

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)  
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)  
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

**Verlags- und Redaktionsadresse:**

Der Westpreuße  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61  
sekretariat@der-westpreusse.de  
www.der-westpreusse.de

**E-Mail Adresse der Redaktion für Leserzuschriften:**

leserpost@der-westpreusse.de

**Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:**  
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

**Herstellung:** WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

**Auflage:** 1.000 Exemplare

**Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen  
Kulturregion** erscheint alle drei Monate (im März, Juni,  
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt  
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland  
jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei  
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint *Der Westpreuße / Landsmannschaft-  
liche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entsprechenden  
Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich  
€ 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-. Für Privatper-  
sonen in Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein  
Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.  
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei  
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres  
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall  
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit  
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem  
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.  
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt  
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

# Autorinnen und Autoren

**Monika Czapska** ist Kunsthistorikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Schlossmuseum von Marienburg (Muzeum Zamkowe w Malborku). Dort betreut sie die Skulpturensammlung und hat das Forschungsprojekt zu den „Skulpturen des ‚Schönen Stils‘ in Preußenland“ konzipiert und koordiniert. Im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Studien fertigt sie an der Danziger Universität eine Doktorarbeit an.

**Isabella Maria Engberg** – aus einer deutsch-dänischen Familie im östlichen Jütland stammend, hat sie Anglistik und Germanistik an der Universität Aberdeen in Schottland studiert. Seit Oktober 2020 schreibt sie dort auch ihre Doktorarbeit, die sich mit der literarischen Vermittlung der Natur in naturwissenschaftlichen Reiseberichten aus dem 19. Jahrhundert beschäftigt.

**Dr. Marek F. Jagodziński** – Archäologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Archäologisch-Historischen Museums in Elbing, Entdecker des frühmittelalterlichen Seehandelsplatzes Truso und Initiator der langjährigen, bis zum heutigen Tage andauernden Erforschung dieser Grabungsstätte; Autor zahlreicher Publikationen zum Themenbereich Truso.

**Prof. Dr. Manfred Kittel** wurde nach langjähriger Tätigkeit im Institut für Zeitgeschichte in München 2009 als Gründungsdirektor der Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung in Berlin berufen. Seit 2015 forscht er – neben seiner Lehrtätigkeit an der Universität Regensburg – zu zeitgeschichtlichen Themen am Deutschen Historischen Museum und im Bundesarchiv.

**Alexander Kleinschrodt M. A.** studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 arbeitet er als Mitglied im Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft mit.

**Andreas Koerner** wurde in Hofleben, Kr. Briesen, geboren. Seine Eltern hatten – bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgt – gemeinsame Vorfahren. Dadurch wurden sowohl der Maler Ernst Koerner als auch der bekannte Thorner Oberbürgermeister Theodor Eduard Koerner zu seinen Urgroßvätern. Bis zu seiner Pensionierung leitete Andreas Koerner eine der Stadtteilbibliotheken von Essen. Zudem beteiligt er sich intensiv an der kulturhistorischen Forschung und ist auch ein geschätzter Aquarellist.

**Prof. Dr. Konrad Löffelholz** studierte Medizin in Marburg und Mainz und lehrt auch als Emeritus weiterhin Pharmakologie an der Universität Mainz. Seine Hauptarbeitsgebiete sind Cholinerge Mechanismen im autonomen und zentralen Nervensystem sowie Rezeptor-regulierte Phospholipasen. 2008 erschien in zweiter, neu kommentierter und überarbeiteter Auflage seine (ursprünglich gemeinsam mit Ulrich Trendelenburg verfasste) Monographie *Verfolgte deutschsprachige Pharmakologen 1933–1945*.

**Annegret Schröder** studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.



Als durchaus prominentes Fotomotiv ist der steinerne Ziehbrunnen vom Innenhof der Marienburg vielen vertraut; die Bedachung krönt eine majestätische Darstellung eines Pelikans, der im Nest seine Brut umsorgt. Der bibelkundige Betrachter wird darin unschwer das christliche Symbol für die bedingungslose Hingabe Christi erkennen und es an diesem Ort mit den neutestamentlichen Worten vom lebendigen Wasser in Verbindung setzen. Auf ganz andere Weise begegnet der Pelikan hingegen dem Besucher der Kathedrale von Pelplin: seinem Blick weit entrückt, jedoch durch die Farbigkeit augenfällig, entdeckt er hier auf einem der konstruktiv tragenden Schlusssteine im Mittelschiff – gleichsam zur Vollendung des kunst-

voll entworfenen Sternengewölbes – abermals ein Abbild jenes Geschöpfes, von dem es heißt, dass es sich die Brust aufreißt, um mit dem eigenen Blut seine Jungen zu nähren. Über Jahrhunderte wurde – jenseits allen biologischen Wissens – diese Legende von der vermeintlichen Selbstopferung des Pelikans weitergetragen und auf den Tod Jesu bezogen. Bereits Thomas von Aquin betete zu seinem Heiland als dem treuen Pelikan darum, ihn mit seinem Blut von den Sünden zu reinigen. – Gerade in der vorrösterlichen Zeit vermag dieses kleine Kunstwerk aus Pelplin auch heute noch als eucharistisches Sinnbild an den Kreuzestod Christi und an sein Blut zu gemahnen, das zu ewigem Leben bewahrt.

*Text und Foto: Ursula Enke*